XIII. Jahrg. Berlin, den 14. Januar 1905. Nr. 16.




Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Friedrichstraße 10.
1905.



Berlin, den 14. Januar 1905.

Die Rasse.

Schöngeistige Literatur und Kunst, öffentliches Leben und Wissenschaft stehen heute vielfach unter dem Banne des Schlagwortes „Rasse". Vor zwei Menschenaltern etwa hat man sich mit Buckle für die geographische Geschichtauffassung erwärmt, die der Bodenbeschaffenheit und dem Klima bestimmenden Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte einräumte. Später hat man mit Hippolyte Taine die Lehre vom Milieu zum Gemeinplatz breitgetreten. Danach gehören, neben Boden und Klima, noch Vererbung, „Umwelt" und die faculté maîtresse zu den treibenden Faktoren der geschichtlichen Entwickelung. Hieran knüpfte Ratzel die Lehre von der Bedeutung der Höhenzüge, Flußläufe, der Bewaldung, der Flora und Fauna. Dann folgte die Begeisterung für die ökonomische Geschichtauffassung von Marx und Engels, die zwar Buckle und Taine gelten ließen, die Lehren vom Milieu aufsaugten und ihrer Theorie einverleibten, aber daneben und darüber hinaus dem Klassenkampf die entscheidende Rolle zubilligen und in ihm das unterirdische Triebrad der Weltgeschichte erblicken. Auf den Klassenkampf folgte endlich der von Gumplowicz geprägte Terminus „Rassenkampf" als Bezeichnung des wichtigsten Faktors der Geschichte. Graf Gobineau hat diese neue Heilswahrheit (Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, vier Bände, 1853 bis 55, deutsch von Ludwig Schemann) lange vor Gumplowicz verkündet. Ein anderer französischer Graf, Paul de Leusse (Études d'histoire ethnique depuis les temps préhistoriques jusqu'au commencement de la Renaissance, 1898) hat Gobineaus Entdeckung auf die Geschichte angewandt. Gustave le Bon (Lois psychologiques de l'évolution des peuples, 1896) überträgt das Rassenproblem ins Soziologische, George Vacher de Lapouge (Les élections sociales,

1896) ins Biologische und in einem zweiten Hauptwerke (l'Aryen, 1899) ins Ethnographische, Otto Ammon („Die natürliche Auslese beim Menschen", 1893, und „Die Gesellschaftordnung und ihre natürlichen Grundlagen") ins Anthropologische und Politische; endlich verpflanzt Houston Stewart Chamberlain („Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts") die rassentheoretische Betrachtungweise auf kulturhistorischen Boden. Seit Jahresfrist erscheint ein besonderes Organ: „Archiv für Rassen- und Gesellschaft-Biologie", das dieser Richtung im Hauptamt dient, während Woltmanns „Politisch-Anthropologische Revue" verwandte Bestrebungen nebenamtlich verfolgt. Ludwig Woltmann selbst hat die Wandlung vom Sozialdemokraten zum Rassentheoretiker in aller Feierlichkeit vollzogen. Seine „Politische Anthropologie", 1903, vollends der Aufsatz „Die Germanen und die Renaissance in Italien", 1904, zeigen den jungen Gelehrten als einen eben so eifrigen Rassentheoretiker, wie seine früheren Schriften den überzeugten Sozialdemokraten verriethen.

Die Wissenschaft hat zu bedauern, daß das Rassenproblem der kühlen Temperatur leidenschaftloser Objektivität und unbestochener Sachlichkeit entrückt und zum Tummelplatz politischer Parteikämpfe geworden ist. Heute vertreten die links stehenden Politiker die Theorie des Klassenkampfes, die ihrem politischen Programm entspricht, und die Reaktionäre aller Schattirungen hätscheln die Theorie des Rassenkampfes und fordern ihre Anwendung auf sämmtliche Kulturwissenschaften, weil ihnen der Begriff Rasse den Beweis für die von ihnen erstrebte Ungleichheit unter den Menschen zu liefern scheint. Der „Klassenkampf" soll überwunden und die Gleichheit aller Menschen angestrebt werden, wie die Sozialisten wollen. Der „Rassenkampf" ist nicht zu beseitigen, also ist die Ungleichheit der Menschen das unabwendbare Verhängniß des genus humanum, so behaupten die Reaktionäre.

Die Wissenschaft ist als solche natürlich weder radikal noch reaktionär, sondern objektiv, kühl, sachlich. Sie prüft, wie es Aristoteles in seiner Methode der Aporïen vorbildlich gethan hat, alles Für und Wider, ehe sie sich zu bindendem Urtheil herbeiläßt. Sie weiß sich frei von jeder Tendenz; oder vielmehr: sie muß sich davon freizumachen suchen, weil sie sonst aufhört, Wissenschaft zu sein, und ihren gemeingiltigen Wahrheitgehalt einbüßt. Woran ist das mittelalterlich-scholastische Denken gescheitert? Doch nur an seiner Gebundenheit. Es war von Gott ausgegangen und mußte zu Gott zurückkehren. Das Ziel war fest vorgezeichnet und nur der Weg wurde offen gelassen. Natürlich mußte sich das Denken im Kreis drehen, da das zu Beweisende als bewiesen vorweggenommen war. Genau so scholastisch verfahren die im Dienst eines politischen Ideals stehenden Rassentheoretiker. Wie die Alten die Ewigkeit Gottes beweisen wollten, so die Neuen die ewige Ungleichheit der Menschen. Deshalb schnitzen sie sich Wort-Idole, Sprach-Fetische, Bilder-Götzen. Das

herrschende Götzenbild unserer Zeit ist der Bilder-Götze, der ein rhetorisch gefärbtes Bild, eine Metapher, eine hübsche Redefigur, eine flüchtige Analogie gleich zum festen Begriff verdichtet, verpersönlicht, verdinglicht, zuletzt beinahe vergöttlicht. Das Wort „Rasse" ist ursprünglich ein ganz harmloses Bild, ein recht dürftiger Wort-Proletarier. Rasse = Reisza = Riß, Linie (englisch to write, das Romanische von radix) ist uns figürlich geläufig in „Umriß, Aufriß, Grundriß". Also ein rein äußerliches Eintheilungs- oder Maßprinzip wie Schuh, Zoll, Elle, Meter. Es kehrt in allen Kultursprachen wieder. Friedrich II schreibt noch an seinen „vortrefflichen" Sulzer ganz harmlos: „Mon cher, vous ne connaissez pas cette maudite race à laquelle nous appartenons". Rasse heißt also hier: Menschengeschlecht. Später aber verstand man unter Rasse „Spielart", „Varietät", „Abart", „Klassenunterschied der Thiere des selben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ist" (so definirte Kant). Das Wort hatte früher vornehmlich in den Kreisen der Thierzüchter vortrefflichen Klang. Unter „Rasse" eines Hundes oder Pferdes verstanden nicht nur Züchter, sondern auch Liebhaber von Thieren einen bestimmten Werth. „Reine Rasse" ist heute noch in Ställen, im Cirkus, auf den Rennplätzen, in Turfkreisen ein Begriff, dem höchster Werth beigemessen wird. Von hier aus nahm das Wort seinen Weg ins Boudoir, das von je her eine unterirdische Vorliebe für sportlich angehauchte Bilder und Redewendungen besaß. „Rassig" und „schneidig" sind Synonyme geworden. Der Salonwerth eines Menschen wird heute vielfach nach „Schneid", „Forschheit" und „Rasse" bestimmt. Die Karriere des Wortes „Rasse" führt heute bis zu Kanzel und Katheder hinauf. Wir müssen uns mit diesem Wechselbalg von Ausdruck ernstlich beschäftigen, denn wir haben zu unseren leidigen politischen, nationalen, religiösen und sozialen Fragen in jüngster Zeit noch eine künstlich herausgeputzte und mit dem Flittergold einer Talmigelehrsamkeit herausstaffirte „Rassenfrage".

Giebt es nun für die Wissenschaft, nicht nur für den Sport, wirklich eine Rassenfrage? Hört man die Berufenen über das Rassenproblem nüchtern und unbeeinflußt sprechen, so wäre man zunächst geneigt, das Problem von der wissenschaftlichen Tagesordnung mit einem schrillen Nein abzusetzen. Der englische Philosoph John Stuart Mill (Principles of Political Economy) hält die Ableitung der Verschiedenheiten der Menschen in Lebensführung und Charakter von den angeblichen Rasseneigenthümlichkeiten für den vulgärsten aller historischen Erklärungsversuche; und Thomas Buckle ist bereit, diesen Satz Mills zu unterschreiben. Darwin bringt zwar im Titel seines grundlegenden Werkes den Ausdruck „Race", sieht aber zugleich die logische Unmöglichkeit ein, Rasse, Varietät, Schlag u. s. w. eindeutig zu definiren. Alle Rassenmerkmale sind, nach Darwin, variabel, eben deshalb transitorisch und willkürlich. Das chronologische Moment der Dauerhaftigkeit von Eigenschaften eignet sich, nach Darwin, durch-

aus nicht zur Unterscheidung von Art und Spezies. Die quantitative Methode versage hier völlig. Schärfer noch lautet das Verdammungurtheil eines unserer ersten Sprachforscher und Ethnographen, Friedrich Müller, der das ganze Problem mit den unwilligen Worten abthut: „Rasse ist eine leere Phrase, ein purer Schwindel". Rudolf von Jhering sagt: „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht: und aus den Semiten wären die Arier und aus den Ariern die Semiten geworden". Ein Aphorismus aus dem Nachlaß Nietzsches lautet: „Maxime: Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Antheil hat". Nicht viel günstiger urtheilten Rudolf Virchow, der Kraniologe Kollmann und der jüngst verstorbene Friedrich Ratzel. Kurz vor seinem Tode veröffentlichte Ratzel über die Urheimath der Indogermanen eine Abhandlung, die den charakteristischen Ausspruch enthält: „Die Indogermanen sind nun einmal nichts Anderes als die Sprecher indogermanischer Sprachen. Indogermanische oder arische Rasse dagegen ist ein unwissenschaftlicher Widerspruch, mit dem man endlich aufräumen muß. Wie oft soll noch wiederholt werden, daß es dunkle und helle Indogermanen giebt, lang- und kurzköpfige, kleine und große?" An anderer Stelle heißt es bei Ratzel: „Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu thun". Auf der einen Seite stehen Dilettanten, auf der anderen Forscher von Weltruf. Jene rufen uns mit Stentorstimme entgegen: Rasse ist Alles. So heißt es bei Benjamin Disraeli: „Rasse ist Alles und jede Rasse muß zu Grunde gehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingiebt". Diese antworten mit überlegenem Spottlächeln: Rasse ist Phrase, ein Wort-Fetisch, ein bloßer Name für Spielarten von Menschentypen, — und „Name ist Schall und Rauch".

Ich will den Versuch machen, zwischen beiden Extremen zu vermitteln, den Widerstreit zwischen den radikalen Leugnern und jenen hitzigen Verfechtern der Rassentheorie zu schlichten, die in der Rasse oder im Blut nicht einen, sondern den Faktor der Geschichte sehen, dem neben Klima, Boden, Lebensweise, Nahrung, Kleidung, Produktion, Umwelt, Erziehungeinflüssen u. s. w. der logische Primat zukomme. Wäre das Rassenproblem wirklich nur Phrase, ein leeres Wort, wie Friedrich Müller will, so könnte man schwer begreifen, daß dieses Problem so viele der besten Köpfe hypnotisch anlockt und suggestiv-bestrickend einfängt. Mögen Männer wie Chamberlain oder Lapouge, Ammon oder Driesmans nach eigener Aussage bewußte Dilettanten sein, so geht es doch nicht an, sie für aberwitzige Idioten auszugeben, die einem lächerlichen Phantom, einem leeren Schatten nachjagen. Einige der Genannten — besonders Chamberlain, der übrigens von Gobineau weit abrückt und jede Gemeinschaft mit den Rassentheoretikern dieser Schule und ihrem Apostel Ludwig Schemann entschieden ablehnt — haben auf anderen Gebieten so Tüchtiges geleistet, daß es mir bedenklich scheint, die Rassentheoretiker sammt und son-

ders zu verurtheilen und ihre unbequemen Ergebnisse mit einem Schwamm einfach wegzuwischen. Mindestens haben wir ihrer Psychologie nachzuspüren, um die verführerisch werbende Kraft, die von den Rassentheoretikern ausgeht, auf ihre wissenschaftlich erkennbare Wurzel zurückzuführen.

Wir betrachten das ganze Rassenproblem als eine Frage der logischen Methodenlehre. Uns Heutigen ist der Begriff „Rasse", auf Menschen angewandt, geläufig geworden. Seine Abstammung aus der Klassifikation der Zoologen, seine Verwandtschaft mit Turf- und Rennplatz mögen uns freilich wenig sympathisch anmuthen. Aber für die strenge Wissenschaft gilt immer noch die Bestimmung des Code Napoléon: La recherche de la paternité est interdite. Mag immerhin dem Rassenbegriff von seiner etymologischen und semasiologischen*) Abstammung her ein uns unangenehmes Parfum anhaften: da dieses Wort nun einmal vom Sprachgebrauch aller Länder generell rezipirt ist, also internationales Bürgerrecht erworben hat, müssen wir es hinnehmen. Wir dürfen es also nicht in die Plunderkammer zu den Modeausdrücken werfen, die alle paar Jahre auftauchen, eine Zeit lang glitzern und blenden — hier sei nur an Naturalismus, Symbolismus, Heimathkunst erinnert —, bis sie, wie jede Mode, vergröbert und karikirt, unten, ganz unten anlangen und schließlich in der Requisitenkammer des Welttheaters modern. Der begriffliche Zwillingsbruder der „Rasse", das einstmals allgewaltig beherrschende „Milieu", ist fast schon bis zu diesem Endpunkt gekommen. In die politischen Händel aber, die im Gewühl des Tages um das Stichwort „Rasse" entbrannt sind, möchte ich mich nicht mischen. Daß wir als Einzelpersönlichkeiten in das Rassenproblem eingeschlossen, also an seiner Lösung mitinteressirt sind, darf uns nicht hindern, unbefangen und voraussetzungslos, ohne jeden persönlichen Affekt, auch an dieses Problem heranzutreten. Ewig vorbildlich bleibt für wissenschaftliche Untersuchungen der Grundsatz Spinozas: Menschliche Affekte soll man weder beweinen noch belachen, noch gar verachten und verwünschen, sondern nur erklären.

Von der Lösung des Rassenproblems hoffe und fürchte ich nichts; ich stehe ihm so kühl und sachlich gegenüber wie der Mineraloge seinem Kristall, so entpersönlicht und unintereſſirt, als hätte ichs, um wieder mit Spinoza zu sprechen, mit „Flächen, Linien und Figuren" zu thun. Ob unser Untersuchungsobjekt Rasse heißt oder Gewissen, ob Substanz oder Schönheit, gilt gleich. So wenig Kants Definition der Schönheit vor dem Spiegel entstand und davon beeinflußt war, ob Kant selbst schön war oder nicht, eben so wenig darf unser Urtheil über Rasse von der Erwägung bestimmt sein, ob es Rassen giebt und welcher wir selbst angehören. Nur nach der logischen Legitimation der

*) Die Semasiologie, die Lehre vom Bedeutungwandel der Wörter, ist eine junge, von Michel Bréal in Paris begründete Wissenschaft.

Begriffsbildung ist hier zu fragen. Ist der Begriff Rasse, wie er bei den heutigen Rassentheoretikern geläufig ist, logisch zulässig und methodologisch untadelhaft oder ist er logisch falsch? Das ist die Frage.

Ist der Begriff „Rasse“ als Eintheilungprinzip auf Menschen anwendbar, so haben wir in der Analyse zu untersuchen: entspricht der Begriff „Rasse“ den methodologischen Forderungen eines zulässigen Eintheilungprinzips und besitzt er all die Merkmale, die einen solchen Begriff ausmachen? Die weitest gehenden Vertreter der Rassentheorien werden nicht leugnen, daß der Begriff „Rasse“ ein rein klassifikatorischer ist; er drückt die Zuordnung oder den Rang aus, die einem Lebewesen in der Hierarchie der Natur oder in der Stufenfolge der Werthungen beigemessen werden sollen. Ein Beispiel. In dem Satz: „Die Sonne ist“ haben wir ein Existenzialurtheil gefällt; in dem Satz: „Die Sonne ist ein Leuchtkörper“ haben wir ein klassifizirendes Urtheil abgegeben. Für beide Urtheile brauchen wir das Hilfzeitwort „sein“; aber im ersten Fall im Sinn von Existiren, im zweiten in der Bedeutung von Zugehören. Dort bezeichnet das Sein einen Gegenstand, ein Beharren im Raum, hier nur ein Merkmal des Gegenstandes und zwar ein charakteristisches, das uns deutlich machen soll, zu welcher Gruppe von Phänomenen dieser Gegenstand gehört. Dort ist das „Sein“ etwas Gegenständliches, hier eine Kopula, ein Verlegenheitwort, eine Krücke, die uns stehen hilft. Giebt es nun ein Ding, einen Gegenstand oder gar eine Person des Namens „Rasse“ oder giebt es vielmehr nur eine Eigenschaftbezeichnung dieses Namens? Man braucht die Frage nur logisch scharf zu formuliren; die Antwort ist dann nicht zweifelhaft. Rasse ist kein umherziehendes Gespenst, kein umherirrender „Ewiger Jude“, überhaupt kein konkret existirendes Wesen, sondern ein bloßes „Memorandum fürs Gedächtniß,“ eine denkökonomisch geforderte Begriffsbildung zum Zweck der Zusammenfassung vieler Einzelwesen mit übereinstimmenden Merkmalen, um sie von ähnlich gearteten Wesen mit abweichenden Merkmalen in unserem Gedächtniß festhalten oder unterscheiden zu können. Solche Eigenschaftbezeichnungen (Attribute) sind unentbehrliche Behelfe der klassifikatorischen Begriffsbildung; sie entspringen dem elementaren Trieb nach Kraftersparniß, nach Ordnungprinzipien, die uns gestatten, mit einem Minimum von Anstrengung ein Maximum von Leistung zu bewältigen. Durch unser klassifizirendes Denken haben wir in den Haushalt der Natur, der unseren Vorfahren, den Fetischanbetern, noch heilloser Wirrwarr, willkürliches Chaos war, Ordnung, Plan, Zusammenhang, System und — zuletzt — Gesetzmäßigkeit gebracht oder wenigstens gedeutet. Alles klassifikatorische Denken dient dem Zweck rascherer und präziserer Orientirung in der Umwelt; es ermöglicht uns, die Vielheit der Einzelerscheinungen denkökonomisch auf die Einheit der sie einschließenden Spezies, der Gattung oder Art, bis hinauf zur Einheit des Reiches zurückzuführen.

Zu diesen Eintheilungprinzipien gehört nun auch der Begriff Rasse. Ursprünglich wurde er in der Zoologie und später in der Anthropologie synonym mit Spielart, Varietät, Abart, Schlag, jedenfalls als Unterart verwendet. Er bedeutete die Ueber- und Unterordnung der Menschen nach Haut- und Haarfarbe, war also ein brauchbares Prinzip zur Bezeichnung typischer Dauermerkmale großer Gruppen von Menschen. Gegen diese Verwendung des Begriffs Rasse, etwa zur Unterscheidung des Europäers von Negroiden und Mongoloiden, läßt sich logisch nichts einwenden. Selbst Klaatsch, der alle Rassenunterschiede in Bezug auf Breite oder Länge der Schädel, der Beschaffenhei der Kiefer oder der Skelete grundsätzlich bestreitet, muß zugeben, „daß Rasse oder Art zwar künstliche, aber werthvolle Eintheilungprinzipien sind.“ Nur empfiehlt er, den Begriff heute so weit zuzulassen, wie er seinem ursprünglichen Wortsinne nach Geltung hatte, nämlich als „Unterart“ (subspecies), aber nicht als höchsten Gattungbegriff, zu dem unsere modernen Rassentheoretiker ihren verzogenen Liebling avanciren lassen.

Man könnte fragen, was denn methodologisch darauf ankomme, ob man dem Begriff „Rasse“ einen oberen oder unteren Rang anweise. Ist Das nicht eine bloße Etikettenfrage der Wissenschaft? Nein. Das ganze Rassenproblem dreht sich logisch und methodologisch um diese eine Kernfrage: Ist Rasse nur eine Unterart, nützliches Eintheilungprinzip, oder ists oberster Gattungbegriff? Hier scheiden sich die Geister. Den Unterschied zwischen beiden Auffassung- und Deutungweisen hat Niemand so klar und präzis erfaßt wie Immanuel Kant, dessen Rassentheorie jüngst Elsenhans sehr ansprechend dargestellt hat. Kant unterscheidet die bloße Schuleintheilung von der Natureintheilung; jene gehört als gedächtnißmäßige Klassifikation der Naturbeschreibung, diese als das gemeinschaftliche Gesetz der Fortpflanzung der Naturgeschichte an. Doppelte Buchhaltung, Shannon-Registrator, Zettel-Kataloge, die Etikettirungen der Pharmazeuten, die Nomenklaturen der Chemiker und Botaniker, die Ordnungserien in Museen und ethnographischen Sammlungen, endlich die Eintheilung der Historiker in Geschichtepochen: all Das sind Beispiele von Schuleintheilungen, die uns die Dinge unter Titel bringen. Wenn aber die Naturforscher das Universum in drei Reiche spalten, so ist Das keine Schuleintheilung mehr, sondern eine Natureintheilung, kein Titel, sondern Gesetz. Die Schuleintheilung, sagt Kant, geht auf Klassen, die nach Aehnlichkeiten, die Natureintheilung aber auf Stämme, die die Thiere nach Verwandtschaften in Ansehung der Erzeugnisse eintheilen. Jene verschaffen ein Schulsystem für das Gedächtniß, diese ein Natursystem für den Verstand; die erste hat nur die Absicht, die Geschöpfe unter Titel, die zweite, sie unter Gesetze zu bringen.

Dieser einzige Satz Kants verbreitet mehr Licht und Wahrheit als die ganze rassentheoretische Literatur. Denn diese Definition beleuchtet, wie alle

Wahrheit nach Spinoza, sich selbst und ihr Gegentheil. Von dieser kantischen Unterscheidung zwischen Schuleintheilung und Natureintheilung, zwischen Titel und Gesetz hat die wissenschaftliche Kritik des Rassenproblems ihren Ausgangspunkt zu nehmen. Die Rassentheoretiker verwechseln, ohne den logischen Lapsus zu ahnen, die Schuleintheilung mit der Natureintheilung, eine bloße Eigenschaftbezeichnung mit dem beharrlichen Träger oder der Substanz dieser Eigenschaft; sie vertauschen Titel mit Gesetz, die leere Nomenklatur mit dem Wesen der Dinge. Sie machen — natürlich unbewußt — eine quaternio terminorum, einen elementaren logischen Schnitzer, indem sie — verleitet durch die schillernde Mannichfaltigkeit des Hilfszeitwortes „sein" — eine bloße Eigenschaftbezeichnung, wie „Rasse", zur Substanz, zum Dauerfaktor, ja, zum Range eine Triebrades der Weltgeschichte erheben. Ich empfehle allen Rassentheoretikern, im zweiten Bande von Sigwarts „Logik" die Stellen über klassifikatorische Begriffsbildung zu lesen. Sigwart hat mit zwingenden Gründen die Nothwendigkeit des provisorischen Charakters jeder klassifikatorischen Begriffsbildung gezeigt. Provisorische Eintheilungen, wie Unterarten, Varietäten, Spezies, Klassen, Ordnungen, erzählen und beschreiben nur, daß so und so viele Merkmale so und so vielen Dingen gemeinsam sind. Erst die obersten Gattungbegriffe — Platon nennt sie Ideen, Aristoteles Formen, Newton Zustände, Leibniz Beziehungen; uns heißen sie heute Gesetze — stellen, wie Sigwart klarmacht, „ein Musterbild auf, nach dem immer und überall das Einzelne sich gestaltet, den Stempel zeigt, mit dem die Natur prägt."

Ist Rasse nur denkökonomisches Eintheilungprinzip, wie wir behaupten, aber kein Gesetz der Geschichte, wie die Rassentheoretiker fordern, so vermögen alle auf die Rasseneintheilung gegründeten Urtheile zwar erzählend und beschreibend zu berichten, wie viele Rassen unter Menschen unterschieden werden können, aber niemals zu erklären, was sein muß, und vor Allem nicht vorauszusagen, was künftig eintreten wird. Die Geschichte also vom Rassenstandpunkt aus zu begreifen, hätte dann genau solche logische Berechtigung wie etwa die Ersetzung der Geographie durch den Baedeker oder die Erklärung aller Weltvorgänge aus der Beschreibung von Schmetterlingsflügeln.

(Diese Kritik des Rassenproblemes wird fortgesetzt.)

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.



Der Feind unseres Lebens.

Von dem eigentlichen Feinde der Menschheit will ich reden. Von der letzten großen Gewalt, die alle unsere Versuche und Bestrebungen, zu einem neuen Weltbilde zu gelangen, vereitelt. Von dem bösen Wesen, das immer wieder unsere Gefühle, Vorstellungen und Ideen verwirrt und als die große Schranke und Mauer dasteht, an der unsere Hoffnungen scheitern und die uns wie ein Kerker von allen Seiten umgiebt.

Die Kritik und der Zweifel, die ganze revolutionäre Bewegung der letzten Jahrhunderte haben an allen Dogmen, Glaubens- und Erkenntnißformen gerüttelt und Gott mit der selben Gelassenheit in Frage gezogen, wie unsere Vernunft und Logik zum Irrsinn werden lassen. Ueber die Kausalitätlehre wurden die Achseln gezuckt und bahnsenscher Nihilismus und Pessimismus ließ uns die Welt überhaupt unter den Fingern wegschwinden und uns nur noch im leeren Nichts schweben. Aber in diesem wilden Wogen und Schwanken der Meinungen, in dem Meer der Unruhe steht auch heute noch ganz unerschüttert ein Fels, an dem sich alle Wellen brechen müssen. Wohin man auch schauen, in welche Höhlen des Skeptizismus man hinabsteigen mag: gegen dieses eine Einzige ist nie die Axt der Zermalmer erhoben worden. Auch die ungeberdigsten Tamerlans haben hier Halt gemacht. Und so sehr wir uns gewöhnt haben, von unserer Zeit und Welt als von einer Welt und Zeit der völligen Auflösungen und Verwirrungen zu sprechen, da nichts fest steht, Alles in Gegensätzen und Widersprüchen auseinanderfährt, so wächst und blüht doch inmitten dieses großen Schlachtfeldes in der That ein „heiliger Hain", — giebt es wirklich einen Ort der Ruhe und des Friedens, wo die Stürme und Waffen schweigen; und dort steht der Altar errichtet, wo all die streitenden Geister der Religionen, Philosophien und Wissenschaften in völliger Eintracht zusammenkommen und der orthodoxeste Christ und die reinste Gottlosigkeit, Erleuchtete und Zweifler, Gnostiker und Agnostiker, Real- und Idealgläubige mit gleicher Andacht anbeten.

Die alte orientalische Parabel spricht von einem runden Saal, in den von allen Seiten zahlreiche Gänge einmünden; gleichgiltig ists, von welchem Gang und Weg man herkommt, allein darauf kommt es an, daß man diesen Saal betritt, in dem der Thron Gottes und der Wahrheit aufgerichtet steht. Unsere ganze Kultur ist nun von vorn herein um so einen runden Saal aufgebaut, in den all ihre scheinbar völlig aus einander laufenden Wege zusammentreffen, und die herrschenden Ideen der Menschheit gehen sämmtlich in eine Uridee zusammen, die als das heilige Feuer von uns stets gehütet wurde und als das ewige Licht über allen Kämpfen unseres Daseins brannte. Und wenn die große ideale Forderung, das Verlangen und die Sehnsucht der Mensch-

heit immer darin bestand, daß einstmals der große Tag und das dritte Reich anbrechen werde, wo Alle in einem Gott, in einer Wahrheit und in einem Glauben geeinigt sind: in Wirklichkeit war diese Forderung stets erfüllt, gab es immer eine solche Einheit und Uebereinstimmung der Ueberzeugungen; und die Wahrheit, die man suchte, die sich angeblich verbarg und die entdeckt werden sollte, die hatte man stets gerade, wie den Hut, in der Hand; sie war Ausgangspunkt und Voraussetzung alles Erkennens.

Wenn der Mensch der letzten Jahrhunderte in allen Dogmen und Ideen, Gefühlen und Vorstellungen der alten Weltanschauung Wurmstich und Fäulniß zu sehen glaubte und bald diesen, bald jenen Ast abhieb und ins Feuer warf, — stets waren es nur einzelne Glaubens- und Erkenntnißgebilde, von deren Herrschaft er sich zu befreien suchte. Zugleich jedoch suchte er die Uridee, aus der all diese kranken Ideen und falschen Vorstellungen erst hervorgewachsen, uns immer sicherer und gewisser zu machen; und um so demüthigeren Glauben, um so inbrünstigere Verehrung heischte er für diese. Und so war all diese Arbeit schließlich eine verlorene, fruchtloses Danaiden-Bemühen, zu dem diesem Menschen jegliches Thun werden muß, und das Wegschneiden der Zweige und Abhauen der Aeste stärkte nur den alten Baum.

Nicht in Dem, worüber stets Zank und Streit herrschte, sondern in Dem, was gerade die Menschen übereinstimmend behauptet haben, was von ihnen gleichmäßig anerkannt wurde, müssen wir den Feind unseres Lebens suchen. Und jener heilige Hain, jener Altar, wo Gottgläubiger und Atheist, Gnostiker und Agnostiker sich in Eintracht zusammenfinden, ist gerade die Stätte des Unheils; und das Feuer, das hier brennt, ist das große Feuer der Weltvernichtung.

Wenn es wirklich wahr ist, daß der große Kampf unserer Zeit nichts als ein Kampf zwischen alter und neuer Weltanschauung ist und es Sinn und Zweck haben soll, für oder wider die eine oder die andere zu streiten, so müssen wir klar darüber werden, worin das Grundwesen der alten Weltanschauung besteht und ob in den neuen Kenntnissen und Vorstellungen Etwas steckt, das ihre ersten Voraussetzungen und ihre letzten Ziele als Wahn erkennen läßt.

Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß alle alte Weltanschauung eine monistische Weltanschauung ist und nur ihre Einheitlehre ganz allein den Brennpunkt bildet, worin alle sonst noch so sehr auseinandergehenden Ideen und Meinungen zusammentreffen; hierüber giebt es auch keinen Streit zwischen Offenbarungsglauben und Naturwissenschaft. Die heute mit besonderem Nachdruck für eine neue Weltanschauung auftreten und alle Tempel der Vergangenheit zu zerstören geneigt sind, erheben zugleich am Lautesten ihre Stimme für den Monismus und fast scheint es, als wären diese Monisten von heute der Ansicht, sie hätten eine ganz neue Idee entdeckt, sie brächten erst der Welt eine funkelnagelneue Erlösunglehre. Die bequeme Art, wie, zum Beispiel,

Ernst Haeckel seine Gegner sammt und sonders kurzer Hand als Dualisten abschlachtet, zeigt nur, wie wirr die Vorstellungen hier durcheinanderlaufen, verräth die völlige Verkennung der Thatsache, daß jede Erkenntniß, auch die parsische Religion, den monistischen Glauben als das Selbstverständliche annahm. Und es ist gerade keine neue Weltanschauung; ernstlich kann man von einer solchen ganz und gar nicht reden, so lange wir unsere höchste Aufgabe darin sehen, das Einheitwesen der Welt nachzuweisen oder in der großen Einheit das letzte Ziel und die nächsten Ziele zu suchen.

Eine solche neue Weltanschauung könnte allein dann siegreich aufgehen wenn es dem Kind unserer Zeit gelänge, vielmehr aus den Verstrickungen der monistischen Ideen sich zu befreien und den Einheitglauben und den Einheitwillen der Menschen als den verhängnißvollen Wahn zu begreifen, der uns immer in die Irre gehen ließ und uns gegen das wahre Wesen der Welt blind machte. Ist es nicht allein nur der Monist, ist es nicht allein nur unser monistisches Fühlen und Denken, durch die uns das Dasein geradezu erst zu einer Last gemacht wurden? Von Anfang an lebt in dem Monismus eine Lehre und eine Ueberzeugung, die seiner eigentlichsten und tiefsten Natur entsprungen, die immer wieder in den Jahrtausenden seiner Herrschaft zum Durchbruch gelangt und mehr oder weniger versteckt in all unsere Ideen, die wir uns je gebildet haben, hineingeflossen ist: die Lehre von der großen Täuschung der Welt. Der seltsame Glaube, daß Alles, was wir als ganz sicher zu fühlen und zu wissen glauben, gar nicht so existirt, daß Das, was wir für „wirklich“ halten, absolut nichts „Wahres“ ist. Wir kennen eigentlich gar nicht unsere Welt. Dieser Monist, dieser gar so witzige Sokrates, hat uns seit Jahrtausenden immer wieder das Kunststück vorgemacht und uns, mit ein paar Wortverdrehungen nur, sehr rasch davon überzeugt und haarscharf bewiesen, daß wir nie Etwas zu wissen vermögen. Nicht nur nichts von überirdischen Dingen, von göttlichen Reichen, was nicht so merkwürdig wäre; nein: der Künstler weiß auch nicht, was Kunst, und der Gärtner nicht, was ein Apfel ist.

Es fragt sich aber, ob es nicht endlich einmal an der Zeit ist, den Spieß umzukehren. Nicht die Natur und die Wirklichkeit noch auch unser menschlicher Geist sind Täuschungen oder ihnen unterworfen, sondern nur der uns seit Jahrtausenden beherrschende, uns wie zu Fleisch und Blut gewordene, all unsere Ideen durchdringende monistische Glaube ist der eigentliche und wahre Schleier der Maja, der uns die Welt erst verhüllt und uns mit einem Nebel umgiebt. Dieser Monismus, den nicht nur alle Religionen und Philosophien bekennen, von dem nicht nur der Pantheist und Mystiker mit schwärmerischem Munde redet, wenn er unser einzelnes Ich als ein armsälig versprengtes Theilchen, als unendlich kleinstes Staubkorn, als armes Atom verachtet, das nur im Untergang in und in der Rückkehr zur Ureinheit Erlösung und Frieden findet.

Der in allen alltäglichsten und nächsten Lebensfragen immer wieder als Ideal uns vorschwebt, indem, zum Beispiel, die Politik des neunzehnten Jahrhunderts den nationalen Einheitstaat als das große Heil der Völker pries, und welcher ja auch von je her der Magnetberg unserer Naturwissenschaften war, indem diese heute, wie zu allen Zeiten, ihr Ziel darin sehen, die veränderlichen Vorgänge der Natur auf eine einzige ganz und gar unveränderliche Ursache, die beweglichen Kräfte oder Stoffe auf eine unbewegliche Kraft, einen völlig unveränderlichen Stoff, auf das Urelement zurückzuführen.

Unsere Weltanschauung bewegt sich um die monistische Idee als um ihren festen Mittelpunkt. Diese ist die Annahme und Voraussetzung, der Grundsatz, der schlechthin als absolut nothwendig behauptet wird; aber bestände die neue Weltanschauung nicht vielleicht einzig und allein darin, daß wir uns von der Tyrannei dieser Annahme befreien, daß wir den Grundsatz keineswegs als einen nothwendigen erkennen, sondern vielmehr als einen durch und durch willkürlichen und aus der Luft gegriffenen? Er birgt auch keineswegs eine Ideal- und Erlösunglehre in sich, sondern ist geradezu der Geist und die Gewalt des Bösen selbst; und unsere monistische Weltanschauung wölbt sich noch heute über uns, wie einst das Himmelsdach kerkerartig über der Menschheit und der Erde lag, und sie nur ist die Schranke und Grenze, gegen die wir immer stoßen. Sie jedoch kann durchbrochen werden.

Die monistische Weltanschauung ist die menschliche Kultur. Um ihr Wesen richtig und völlig zu erfassen, genügt es nicht nur, sie erkenntnißtheoretisch zu betrachten: man muß auch all ihren geschichtlichen Entwickelungeu nachgehen und schließlich zu einer Psychologie des Monisten gelangen.

Im Dämmermorgen der Weltgeschichte tritt er uns zuerst entgegen, als Ueberwinder des Naturmenschen, als Schöpfer der Religionen, deren Gott Geist ist, als Begründer der Wissenschaften, als der Meister, der Denken und Vernunft auf den Weltthron erhob und als Erster ein Etwas entdeckte, das wir seitdem „Gesetz“ nennen, ein tausend und abertausend Gesetze in sich einschließendes anderes Wort für das Wort „das Absolute“, das noch neben und über Natur und Welt stets als ein Magisches und als das eigentlich Göttliche sich erhob. Dieser Wunderthäter der Menschen kann nie verkleinert werden, in seinen Wirkungen nie ausgelöscht werden; aber es fragt sich, ob uns nicht gerade zu einem tiefen und seligen Glücksempfinden jenes Wesen der Entwickelung werden kann, welches das Gute von gestern zu einem Bösen von heute, den Gott der Großväter zum Dämon der Enkel macht. So daß heute der Monismus zu seinem Ende gelangt ist und nur noch Hemmung, Verfall, Rückschritt und Unheil für uns bedeutet.

Nicht ein Zufall nur und nichts Bedeutungloses kann es sein, daß die Lehre von der Einheit der Welt, von dem Absolut Einen als Anfang und

Ende alles Seins vom ersten Beginn an durchaus nichts als eine Selbstmord- und Weltvernichtunglehre gewesen ist, eine große Achterklärung gegen alles irdische Dasein und eine Zerstörung des menschlichen Lebens. Kaum betritt der Monist den Schauplatz der Geschichte, da ergreift auch schon den Menschen eine seltsame und unerhörte Wuth, der Wahnsinn eines Amokläufers, daß er mit wilden Gräueln den eigenen Leib anfällt und in der Selbstzerfleischung den höchsten Gottesdienst erblickt. Die Natur wird tief verachtet; und das platonische Gefühl von der Thorheit, Werthlosigkeit und Gleichgiltigkeit jedes Naturwissens ist das Kulturgefühl. Natur und Kultur werden zu wüthendsten Feinden und wir sind heute noch gar nicht berechtigt, auf diese Jahrtausende der asketischen Orgien und der Verachtung der Natur und aller Naturwissenschaft als auf überwundene Perioden, auf die mittelalterliche Welt als auf eine Irrsinnswelt zurückzublicken: da die grundlegende Anschauung des Monismus, daß alles Sein nur ein einziges Uebel ist und es nie in ihm besser werden kann, in diesen Kulturjahrtausenden eben wie zu einer fixen Anschauung uns wurde, wir uns außer Stande fühlen, sie zu wiederlegen. Der Absolutismus ist Monismus, der Monismus ist Pessimismus; und der absolut pessimistische Monismus schaut uns auch heute noch mit seinem Gesetz- und Nothwendigkeit-Auge wie mit einem Basiliskenblick an; und in der pessimistischen Lehre des neunzehnten Jahrhunderts, in ihren schärfsten und feinsten Zuspitzungen, ihren folgerichtigsten Ausgestaltungen müssen wir die höchste, reinste und vollkommenste Ausgestaltung der alten monistischen Weltanschauung erblicken. Wir müssen uns klar werden über die Gewalt, welche diese Einheitlehre noch über uns ausübt, indem wir erkennen, wie wenig wir so einem Monisten wie Mainlaender in den Arm fallen können, wenn er zur Besiegelung seines Glaubens ein Harakiri an sich selbst vollzieht, und wie unser monistisches Denken nur die ungeheure Konsequenz des reinsten der pessimistischen Systeme zu bewundern vermag: wie an und für sich richtig, wie unwiderleglich es ist, wenn uns ein Julius Bahnsen mit spielender Leichtigkeit realdialektisch beweist, daß die Welt überhaupt ganz und gar „Nichts" ist. Diese Stirner und Nietzsche weit übertrumpfende Lehre des äußersten Nihilismus, die geradeste und korrekteste Durchführung der Einheitidee, diese echte Gegenwartschöpfung zeigt nur, wie tief wir noch in den alten Selbstvernichtungidealen der Menschheit befangen sind. Sie enthüllt aber auch, wie keine andere, das Wesen des Monismus als einer Lehre vom Nichts, von Einem, das überhaupt gar nicht existirt, das einfach vom Menschen angenommen wurde, aber gar nicht angenommen zu werden braucht und so durchaus einem Gespensterglauben gleicht, der den Gläubigen unendlich quält und peinigt, dessen Leiden aber sofort aufgehoben wird, wenn wir einfach das Gespenst nicht annehmen.

Scheinbar folgert der Monist seine Lehre vom einzigen Uebel des Seins aus realen Thatsachen, aus der Wirklichkeit, die nichts denn Leiden ist. Aber es kommt gerade darauf an, daß wir den Bann dieser alten Weltanschauung durchbrechen und hierin schon ihre Fiktion wahrnehmen. Die Welt ist nicht das Uebel, aber sie wird nothwendig zum Leiden und zum Unsinn, allein durch den Monismus, allein, wenn sie unter dem Gesichtswinkel, durch das Auge und die Natur der Einheitlehre angeschaut wird. Und wir müssen durchdringen zu einer „natürlichen" Weisheit, die allerdings von dem monistisch denkenden Menschen nie verstanden werden konnte, an deren Sinn wir ganz blind vorübergegangen sind und die doch schon auf den ersten Seiten der Bibel uns entgegenklingt und dort als Paradieseslehre erscheint. Da wird der von der Natur losgerissene Mensch als Der bezeichnet, der den Tod, Todesfurcht und Todesbewußtsein erst in die Welt hinein brachte, der sich aus dem Dasein erst ein Dasein des Leidens und der Qual, völlig unfruchtbaren Arbeitens, schuf; und als der große Thor und Narr, der dumme Adam wird hier der Erkenntnißmensch gebrandmarkt, der arme Betrogene, der vom Baum der Erkenntniß pflückte, aber dabei vorüberging am Baum des Lebens und diesen nicht sah. Hätte er auch von dem Baum des Lebens gegessen, dann, so erzählt die Paradiesesparabel, wäre so Etwas wie eine Götterdämmerung eingetreten, der Mensch hätte den Gott überflüssig gemacht und sich in seiner Unsterblichkeit erkannt.

Nicht die Welt ist Leiden, sondern sie wird erst in und durch unsere Erkenntniß zum Schmerz und Uebel. Erkennen und Leben stehen nach der Paradieseslehre in einem eigenthümlich-wunderlichen Verhältniß zu einander; als zwei große polarische Gegenmächte sind sie gleichsam wider einander gerichtet und sie spielen durcheinander wie die positiven und negativen Elektronen. Erkennen ist gerade nicht ein Leben und Leben gerade nicht ein Erkennen. Und das Sein unseres Lebens ist so sehr ein anderes Sein als das unseres Denkens, daß sie sich in umgekehrter Proportion zu einander befinden. Unser Leben stellt das Denken auf den Kopf und unser Denken das Leben.

Es läßt sich nun aber zeigen und durchführen, daß der Begründer unserer Weltanschauung, der Schöpfer unserer Einheitlehre, der große Monist, der im Dämmermorgen der Geschichte erwacht und seine Lehre vom Absoluten aufstellt und Das entdeckt, was wir Gesetz nennen, daß der Bringer unserer Wissenschaften nichts als gerade der Vernunftmensch ist, der als Vernunftmensch wie ein neuer Typus dem alten Naturmenschen entgegentritt und als Kulturheros diesen Anderen besiegt und an die äußersten Peripherien unserer Erde drängt. Unsere monistische Weltanschauung ist eine Vernunftweltanschauung, ein reines Denkerzeugniß, — aber als Frucht vom Baum der Erkenntniß, allein durch ihre vollkommen rationalistische Art und Natur, ist sie von einem

lebenfeindlichen Wesen, eine Verwirrerin und Zerstörerin unseres menschlich-irdischen Daseins, in Wahrheit eine wilde Macht der Negation und Vernichtung des Natürlichen. Und es ist eben nichts Zufälliges, daß der Monist in die Welt hereinstürmt mit Lehren der Ich- und Selbstvernichtung, mit leidenschaftlichen Protesten gegen die Natur und alles „Wirkliche", mit eitel pessimistisch-nihilistischen Daseinswerthungen. All diese Behauptungen und Anschauungen wurzeln darin, daß er die Welt vom bloßen Standpunkte des Denkens und der Vernunft betrachtete, durch das Auge der Erkenntniß, die in der That gegen das Wirkliche sich kehrt und das Leben auf den Kopf stellt. Je tiefer wir uns in unsere monistische Weltanschauung versenken, desto gewisser werden wir, daß sie im letzten Grund nichts als eine Lehre vom Tod und von den Weltvernichtungen ist und sein kann. Und indem sie die Menschheit Jahrtausende lang zwang und beeinflußte, von ihrem Standpunkt immer nur denkend und vernünftig die Dinge zu erfassen, hat sie, wie ein Schleier, die Dinge verhüllt und ließ uns von der Welt eigentlich falsche Eindrücke empfangen, so daß wir sagen müssen: Die Welt ist wohl ganz anders, als wir denken, daß sie ist. Gegen das Einfachste, „das Natürlichste" hat sie uns gerade immer blind gemacht. Und es ist mehr als nur Nebel und Phrase: es ist das Höchste, mit dem Mund der Paradieseslegende von einer neuen Weltanschauung zu reden, die uns von dem Zwang und der Tyrannei der alten absolutistisch-pessimimistisch-monistischen Weltanschauung befreit und ihrer Denk- und Erkenntnißlehre eine Lebenslehre entgegensetzt.

Wilhelmshagen. Julius Hart.



Glukose.

Es war einmal ein Mann. Er lebte in East-Aurora, Erie County, im Staat New-York. In seinem Laden verkaufte er alles Mögliche, von Hustenmedizin bis zu blauem Band. Manche Sachen gab er auch auf Kredit an die Philosophen, die sich abends auf seinen Nägelfäßchen heimisch machten und über die beste Art, den Kohlenstrike zu beenden, berathschlagten. Und als Zeit und Stunde gekommen war, machte er einen Akkord mit seinen Gläubigern: zu neunundzwanzig Cent vom Dollar. Einige sagen, der Mann habe absichtlich den Konkurs angemeldet, um aus East-Aurora fortzukommen. Er widersprach diesem Gerücht in späteren Jahren nicht, denn es zeugte ja für seinen Scharfblick.

Die Vorsehung und der Sheriff von Erie County — sein Name war, nebenbei bemerkt, Grover Cleveland — hatten noch nicht lange über den Laden in East-Aurora verfügt: da wurde unser Freund in Buffalo mit einem Mann bekannt, der einen kräftigen Durchzieher durch die linke Wange und ein großes Geheimniß mit sich herumtrug. Sonst hatte er nichts Bemerkenswerthes. Dieser Mann brachte

den Durchzieher und das Geheimniß von Deutschland mit, wo er die Universität Jena besucht hatte. Das Geheimniß stammte aus dem richtigen Verständniß, das er seinem Professor entgegengebracht, und der Durchzieher aus einem Mißverständniß, das er mit einem Kollegen gehabt hatte.

Das Geheimniß betraf die Herstellung von Glukose aus Mais. In Deutschland wars nur eins der in den Laboratorien gemachten Experimente, ohne Hinblick auf finanziellen Gewinn, weil dort Mais in kaum nennenswerthem Umfange gebaut wird. Hier, in Amerika, gab es Mais die Fülle. Gerade in diesem Jahr benutzten ihn die Farmer in Jowa und Kansas als Heizmaterial.

Glukose ist ein Nahrungmittel; es kann fast überall angewandt werden, wo man sonst Zucker nimmt, — bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Und fast jeder Mensch braucht täglich Zucker. Unser Ex-Materialwaarenhändler mußte nun zwar Bescheid, wenn man von dem Rennpferd Dexter sprach; aber Dextrin, Dextrose und Glukose gingen über seinen Horizont. Er begriff jedoch, daß, wenn man Zucker aus Mais machen könne, ein Vermögen zu verdienen sei. Er untersuchte die von dem Studenten zur Probe hergestellte Glukose und war befriedigt. Das Verfahren behielt der Student als Geheimniß. Er wollte es auch nicht verkaufen. Eine Aktiengesellschaft wollte er gegründet sehen und sich Gewinnantheil vorbehalten.

Unser Freund aus East-Aurora hatte noch tausend Dollars aus seinem verfehlten Geschäft gerettet. Das war nicht genug, um eine Glukose-Fabrik zu bauen; aber er wußte, wo mehr zu haben war, wenn er die Rentabilität des Geschäftes nachweisen konnte. Fünftausend Dollars trieb er auf. Aber der vorsichtige Kapitalist verlangte eine Versicherungpolice auf das Leben des deutschen Chemikers zum Betrage von zehntausend Dollars, um sich für alle Fälle zu sichern. Dieses Verlangen fand unser Freund aus East-Aurora auch berechtigt. Wenn der Mann mit dem Durchzieher stürbe, wäre Alles verloren, — nur die Ehre nicht. Der Student wurde also für zwanzigtausend Dollars versichert. Einen Monat danach kam er auf der Landpartie einer Kirchengemeinde ums Leben. Die Moral davon ist . . . Doch gehen wir darüber hinweg.

Unserem Mann aus East-Aurora wurden die zwanzigtausend Dollars ausbezahlt. Er beglich die Forderung des Kapitalisten und behielt den schäbigen Rest von fünfzehntausend Dollars, wie es ganz in der Ordnung war, um seine Auslagen zu decken. Dann machte er sich auf gen Jena. Bei seiner Ankunft fand er, daß die Herstellung von Glukose aus Mais kein besonderes Geheimniß sei. Um sie in großem Stil zu betreiben, brauchte man nur eine entsprechende Fabrik zu bauen und das Weitere zu veranlassen. Er engagirte einen jungen deutschen Studenten, der gerade promovirt war, zu — sagen wir — eintausend Dollars Jahresgehalt und freier Reise und kehrte mit dem neuen Gefährten ins Land der Freiheit zurück.

Aus diesen Anfängen hat sich die Glukose-Industrie in den Vereinigten Staaten entwickelt. Nach zehn Jahren waren zwölf Millionen Dollars in dem Geschäft angelegt; 1903 warens über hundert Millionen. Unser Held hatte seinen Antheil 1890 für die Bagatelle von dreizehn Millionen Dollars verkauft, ohne sich an der Unglückszahl zu stoßen.

Der deutsche Student ist nach Jena zurückgekehrt, um seine Studien zu vollenden, und der Mann mit dem Durchzieher ist heute noch tot.

East-Aurora. Elbert Hubbard.

Toskanische Kunstnester.

So viel besucht Florenz ist, so wenig kennt das große Reisepublikum schon die nächsten umliegenden Städte. Bereits draußen in Prato, das man auf einem angenehmen Morgenspazirgang, am Fuße des imposanten Monte Morello hin, leicht erreichen kann, sieht es aus, als ob die Leute hier vielleicht in jedem Schaltjahr einmal einen Fremden zu sehen bekämen. Und doch besitzt Prato Kunstwerke ersten Ranges in beträchtlicher Zahl. Von entzückenden Sachen des Andrea della Robia wimmelt es. Aber sie wollen vielleicht, da man ihrer in Florenz genug sieht, wenig bedeuten gegen ein anderes, in seiner Art einziges Werk: die Fresken des Fra Filippo im Chor des Doms. Diese werden in der Kunstgeschichte, wie mir scheint, noch lange nicht hoch genug eingeschätzt. Sie haben nicht nur mit ihrer Farbe und Technik, wie der „Cicerone" meint, sie haben auch noch in etwas Anderem Epoche gemacht. In der Kraft realistischer Charakteristik, besonders in den Bildnißköpfen, war schon Masaccio Meister und Vorbild; aber in seiner Darstellung von weltlicher Lust und Pracht inmitten der heiligen Legenden schlägt Filippo einen ganz neuen Ton an, den, der dann später in den bekannteren Werken des Ghirlandajo in so breiter Musik ausklingt. Besonders Filippos Darstellung der Frauen fordert zu Bemerkungen heraus. Die Sienesen und einige Schüler des Giotto, Orcagna vor Allen, waren sehr stolz auf ihre Darstellung weiblichen Reizes und haben auch Außerordentliches darin erreicht. Man sehe sich nur das „Paradies" von Orcagna an. Aber was all diese Maler mit solchen süßen, liebreizenden Gesichtern einzig wollten, war doch nur der Ausdruck heiliger und verklärter Seelen. Filippo malt zuerst sinnlich reizende Weiber. Um ideale Schönheit kümmert er sich nicht. Aber die elegante, oft kokett aufgeschürzte Kleidung, die Haltung und Bewegung des Körpers, der Ausdruck des Mundes und der Augen machen aus seinen Frauengestalten sinnlich gegenwärtige und fast verführerische Wesen. Man macht sich ein einseitig falsches Bild von Filippo Lippi, wenn man ihn nur aus seinen Tafelbildern kennt. Man muß seine Fresken in Spoleto und besonders die in Prato gesehen haben. In Prato legt er auch am Meisten Gewicht auf die Schönheit seiner Frauenwesen. Seine tanzende Salome hier hat dem verliebten Frate, mit Ausnahme von Botticelli, in seinem Jahrhundert Keiner nachgemacht.

Der selbe Dom von Prato besitzt noch zwei andere Werke seltener Art. Das eine ist fast unscheinbar. Mancher mag es übersehen. Wer es aber entdeckt und in seiner Schönheit empfunden hat, wird es auch nicht so leicht wieder vergessen, obwohl es sich um keine Sache der sogenannten großen Kunst handelt, sondern nur um ein Ergebniß des künstlerisch hochgehobenen Handwerks aus der Goldenen Zeit: ich meine das doppelseitige eherne Gitter, das

die Kapelle der Madonna della Cintola abschließt. Dieses seltene Werk aus der Frührenaissance wird von der Kunstgeschichte an ganz anderer Stelle eingereiht als etwa die Thüren des Baptisteriums zu Florenz. Weil es sozusagen Musik ohne Worte ist, soll es geringere Musik sein. Es ist aber vielleicht nur reinere. Wohl ist das plastische Detail daran weder an Reichthum noch an innerer Bedeutung dem jener Thüren gleich; dafür aber offenbart es das höchste stilistische Gefühl, übertritt nie um Haaresbreite das stilistische Gesetz und ist vollkommen, was es sein will: ein Schmuck und eine Schönheit, dem Auge eine Lust und Freude, während gerade an der berühmtesten der florentiner Thüren alle Stilschranken durchbrochen sind und die Detail- und Gesammtwirkung in gar keinem Verhältniß zu einander stehen.

Das Dritte, wovon ich noch reden wollte, ist die Kanzel an der Außenseite des Domes, das gemeinsame Werk Donatellos und Michelozzos. Donatello braucht man heute nicht zu rühmen. Die Kanzel ist aber, auch abgesehen von ihrem hohen Kunstwerth, ein seltenes Kuriosum. Ich habe nie wieder Aehnliches gefunden. Und sie regt allerlei Gedanken in uns an. Als man sie baute, muß in Italien, wie überhaupt in den romanischen Ländern, die Predigt noch nicht so vernachlässigt worden sein wie heute, wo man außer der Fastenzeit gar nicht begreift, wozu die Kanzeln in den Kirchen stehen. Ich rühre hier an eine mir ganz räthselhafte Seite des romanischen Katholizismus. Warum wird in romanischen Kirchen so wenig gepredigt? Der Romane hat doch einen viel höheren Sinn für das schön gesprochene Wort als der Germane. Ihm ist eine gute rhetorische Leistung, ganz abgesehen vom Sinn der Rede, immer ein Genuß. Ein schöner sprachlicher Vortrag ist ihm schon halb Musik. Warum bedient sich die Kirche dieses wirksamen Mittels so wenig? Mir fehlt die Antwort darauf. Welchen Einfluß auf die Massen haben in früheren Jahrhunderten die Franziskaner und besonders die Dominikaner durch die Predigt geübt! Und auch der Jesuitenorden ist allein durch ausgedehntes Predigen im Volk mächtig geworden. Das sind doch bekannte historische Thatsachen. Warum gilt nun heute das Predigen gar nichts mehr?

Dieser Gedanke ging mir eines Sonntags im Dom zu Prato durch den Kopf, während das Hochamt gefeiert wurde. Es war nicht, wie man es in Deutschland gewohnt ist. Das Volk schlenderte umher, besonders die Männer, genau so und in der selben Haltung, wie es auch auf dem Markt umherschlendert. Eine arme Frau gab ihrem Säugling die Brust. Kinder trieben sich fast lärmend durch die Menge. Hunde und Katzen liefen auch dazwischen. Das ist italienischer Katholizismus. Ist der deutsche Katholizismus nicht, ohne daß ers ahnt, dem Protestantismus verwandter?

Wenn ich einen Cicerone schriebe, so hätte ich von Prato noch sehr Vieles aufzuzählen, was sehenswerth ist; aber ich will ja nur von ganz persönlichen Eindrücken berichten.

Außer Florenz werden noch Pisa und Siena häufig besucht. Auch Perugia und Assisi, obwohl sie nicht gerade am Weg liegen, erfreuen sich zahlreichen Zuspruches. Perugino ist für das große Publikum immer noch der eigentliche Präraffaelit und Assisi übt nicht nur durch Giotto, sondern auch durch seinen großen Heiligen, dessen kunsthistorischer Einfluß heute eher über- als unterschätzt wird, selbst auf Protestanten einen mysteriösen Reiz. Dieser Heilige muß jetzt eine eigenthümliche Rolle spielen. Er ist nicht nur der einzige von allen mittelalterlichen Kirchenheiligen, dem der Protestantismus Beachtung und sogar Achtung zollt: er muß sich obendrein gefallen lassen, von gewissen protestantischen Schriftstellern, die seit einigen Jahren viel Rumor machen, als Protestant gepriesen zu werden. Das ist aber eine arge Verkennung seines Wesens. Das Eigenthümlichste an dem Heiligen Franz ist sein Verhältniß zur Armuth. Er hat sie seine Braut genannt. Giotto' hat ihn zu Assisi gemalt, wie er sich ihr anvermählt. In diesem Sinn hat Franziskus die Bettelei heilig gesprochen. Er hat sie auch als Erster großartig organisirt. Zu allen Zeiten war die Armuth — wenn nicht mit weltlicher Ehre, so doch — mit einer gewissen religiösen und philosophischen Würde und Weihe bekleidet; in hohem Grade ja im alten Athen. Erst der Protestantismus entriß der Armuth diesen Nimbus. Er ist vielleicht die erste Religion, die das Trachten nach Wohlhabenheit zur Tugend gestempelt hat. Der Heilige Franziskus, wie viele Philosophen des Alterthumes, empfand die Armuth als eine besondere Ehre und als ein hohes Glück; in dem heiligsten Buch des Protestantismus aber — man muß es wohl so nennen — meint der Weiseste der Weisen, mit Recht oder Unrecht, Weisheit sei schön mit einem Landgut.

Diesen Grundsatz hatte auch ein anderer etwas sonderbarer Heiliger, von dem ich reden möchte, — ohne ihn aber dem Protestantismus anhängen zu wollen. Ich meine den Petrus Aretinus. Sein Geburtort wird auffallend wenig besucht; und doch ist Arezzo der einzige Ort auf dem Wege zwischen Florenz und Rom, der an der Bahn liegt und darum bequemer als alle anderen zu erreichen ist. Gleich beim Austritt aus dem Bahnhof steht Einem das eherne Standbild des sonderbaren Ortsheiligen gegenüber. Es ist ein wahrhaft imposantes Denkmal, eins der schönsten modernen Bildwerke in Italien. Mancher Beschauer, der bei Herman Grimm oder ähnlichen Schriftstellern Etwas über diesen Petrus gelesen hat, mag davor den Kopf schütteln. Wenn der Mann wirklich im Leben ein schlechter Kerl, ein Schuft, ein Scheusal war, so sah er doch mindestens nicht so aus. Man kann sich keinen schöneren, keinen idealeren Männerkopf denken. Und er muß wohl so ausgesehen haben. Der große Titian — sein intimer Freund — und andere bedeutende Maler der Zeit haben das selbe Bild von ihm hinterlassen. Bei dem Bilde Voltaires mag man an einen Affen denken; das Bild dieses Petrus gemahnt an

die schönsten Darstellungen des Apostels Paulus. Herman Grimm hat ihn offenbar zu ausschließlich als Protestant betrachtet. Von solchem Standpunkt aus kann man auch dem Erasmus nicht gerecht werden. Und Beide waren ja wohl, wenn auch entfernt, verwandte Naturen, Petrus nur näher bei Rom, dem damaligen Rom, noch geistreicher, noch leichterer und kühnerer Tänzer, noch freier und frecher, noch unmoralischer und unprotestantischer. Dem Katholiken Stendhal hat er noch in unserem Jahrhundert sehr imponirt. Der findet warme Worte für ihn; möge Jeder sie nachschlagen. Wenn der Aretino übrigens viel gesündigt hat: er muß schwer dafür büßen. Seine eigenen Landsleute haben ihm das Schlimmste angethan. Sie haben ihn, von Piombino gemalt, im Sitzungsaal des Stadtrathes aufgehängt. Der geistreichste Mann seines Jahrhunderts muß nun durch alle Zeiten das ödeste Geträtsch mitanhören, das es auf der Welt geben kann. Armer Petrus!

Ein anderer Peter hat sich in Arezzo selbst ein Denkmal gesetzt. Dem Leser sind vielleicht schon in kleineren deutschen oder auch in englischen Galerien vornehme Frauenbildnisse aufgefallen, die mit Farbe, Kostüm und Auffassung deutlich ins fünfzehnte Jahrhundert weisen, während sie durch eine virtuose Behandlung der sogenannten Oeltechnik über diese Zeit hinauszugehen scheinen. Es sind Bilder, die man trotz ihrem geringen Umfang nicht leicht übersehen wird. Und alle haben einen gemeinsamen Zug. Die Gesichter sind meist scharf ins Profil gestellt. Sie haben bei aller Lieblichkeit der weiblichen Züge etwas Herbes, Fremdartiges, ja, Befremdendes. Das kommt von der damals herrschenden Mode, die Haare über Stirn und Schläfen wegzurasiren. Die dadurch erzielte übermäßig hohe Stirn und das spärliche Haar mögen auf Manchen im ersten Augenblick sogar abstoßend wirken. Reiche Perlenschnüre und Schmuck von edlem Gestein ersetzen die Fülle des Haares. Das enganschließende Gewand der Büste ist stets von gewirktem, reichgemustertem Stoff; aber trotz diesem Reichthum im Stofflichen ergeht sich das Gesammtkolorit in diskret blassen und hellen Tönen. Diese Bilder gehören zu den Kleinodien der Galerien, die sie besitzen. Sie sind in ihrer Wirkung sehr stark. Manchem ungelehrten Kunstfreund mögen sie sich eher eingeprägt haben als der Name ihres Autors; der gehört nicht zu denen, die Einem häufig ins Ohr klingen. Piero della Franzeska heißt er. Sein bedeutendstes Werk ist in Arezzo zu sehen. Hier hat er im Chor von San Franzesko die Geschichte von der Auffindung des Kreuzes Christi gemalt. Den feinen Portraitisten aus den Galerien erkennt man hier kaum wieder. In dem anderen Material zeigt er auch einen ganz anderen Stil. Was zuerst auffällt, ist die Färbung. Keine Spur von dem stumpfröthlichen Freskenton, den man von Florenz her gewohnt war und bereits als Norm empfunden hatte. Hier ein heller Gesammtton und in reichen, hohen Akkorden zusammenklingende, klare Lokalfarben.

Solche lustige Farbigkeit war noch nie auf Mauern hingezaubert worden. Dieser Piero ist der Böcklin seines Jahrhunderts. Dazu kommt eine für die Zeit auch höchst überraschende Raumtiefe mit bewundernswerther perspektivischer Anordnung der Gruppen, kommt die entzückende Schönheit der Frauenwesen und eine hohe plastische Fülle aller Gestalten. Ein Schüler des Piero ist der viel mehr genannte (ich weiß nicht, ob viel mehr gekannte) Luca Signorelli. Er hat die Farbigkeit seines Lehrers vertieft und dessen plastische Eigenschaften noch gesteigert, aber er beruht auf ihm in seinen wesentlichsten Vorzügen. Wer den Lehrer nicht kennt, glaubt den Schüler aus den Wolken gefallen.

Die Fresken Pieros zu Arezzo sind in den Farben wunderbar erhalten, wo das Werk nicht von Menschenhand zerstört ist. Oft ist freilich ruchlos damit umgegangen worden. Man hatte eben keine Ahnung mehr von der Bedeutung dieser Malereien, meinte ein Priester entschuldigend. Und der Bäcker hat ja auch heute noch keine davon. Eine bedenkliche Entschuldigung. In Florenz hatte man stets eine Ahnung von den guten Sachen. Aber auch heute, wo man durch weithergereiste Kunstfreunde und Gelehrte längst wieder auf den hohen Werth des Werkes aufmerksam geworden ist, schätzt man es zwar nothdürftig, aber lange nicht genug. Gerade jetzt wird der Hochaltar davor umgebaut und es scheint ganz den Arbeitern überlassen zu sein, ob sie die Fresken respektiren wollen oder nicht.

Der Dom von Arezzo ist nicht weniger sehenswerth. Er gehört zu den drei oder vier gothischen Kirchen Italiens, die sich schon nach außen deutlich als solche aussprechen. Um so mehr ist man im Innern überrascht von dieser ungeahnten Weiträumigkeit; schnell vergißt man den nordisch gothischen Eindruck von außen und fühlte sich von einer spezifisch italienischen Raumschöpfung umfangen. In einer Seitenkapelle des Domes, die auch architektonisch ein gewaltiges Werk ist, findet man nicht weniger als vier oder fünf der schönsten Altäre von Andrea della Robbia. In florentinischen Museen findet man ja noch mehr bei einander. Aber hier, in ihrer ursprünglichen Aufstellung, mit ihrer vollen ursprünglichen Umgebung, zwischen der sie sich, trotz ihrer großen Zahl diskret ausnehmen, wirken sie doch ganz anders.

Ich war zwei Tage in Arezzo und ich denke auch deshalb mit so angenehmen Gedanken daran zurück, weil es die einzige Stadt Italiens ist, wo ich von keinem einzigen Menschen irgendwie belästigt wurde. Das ist vielleicht nur ein Beweis, wie wenige Fremde hinkommen.

Unglaublich hoch über der Bahn liegt Cortona. Man mag noch so viel über diese Bergnester gehört und gelesen haben: so stellt man es sich doch nicht vor. Und diese Mauern! Ich glaube, sie haben den alten Römern mehr imponirt als die schönsten Tempelbauten Großgriechenlands. Sie haben hier auch mehr gelernt. Und auch heute wieder sind diese Mauern imposanter als,

wenige Ausnahmen abgerechnet, die meisten allzu trümmerhaften Trümmer des alten Rom. Ich konnte gar nicht davon loskommen. Ich mußte an den gelungenen Ausspruch einer provençalischen Bürgersfrau vor dem Pont du Gard denken. Ce sont vraiment de belles ruines, sagte sie, ce n'en sont pas comme on en voit, où l'on ne voit rien du tout. Wie wenn es gar nichts wäre, laufen diese Mauern den Berg hinauf, weithin, wo heute längst kein Haus mehr steht. Aus diesen etruskischen Steinen erwuchs zuerst Roms und dann Italiens Uebermacht im Bauen. Denn man mag sagen, was man will: das Mauern, das Bauen, die Architektur mit einem Wort, ist Italiens größte und eigenthümlichste Kunst. Italien hat Großes geleistet in Musik, in Malerei und Skulptur; aber die deutsche Musik ist bedeutender und reicher; in der Malerei haben die deutschen Niederlande das Wesentliche dieser Kunst um einen ganzen Schritt weiter geführt als die Italiener; und in der Skulptur wiegen die romanisch-gothischen Schöpfungen des Nordens, besonders Frankreichs, die Renaissancewerke Italiens auf. In der Architektur jedoch (noch mehr in weltlicher als in religiöser) überragt Italien alle modernen Völker. Wenn man sagt: „Bauen", so nennt man die Nationalleidenschaft der Italiener.

Cortona ist die Geburtstadt Signorellis. Ich möchte aber gerade an diesem Ort nicht von Bildern sprechen; um so weniger, als das Hauptwerk dieses Meisters im nahen Orvieto zu sehen ist. Wer übrigens italische Urzustände auf sich wirken lassen oder wenigstens ahnen will, Der sollte schon vor Orvieto noch einmal Halt machen und einen Gang nach dem alten Clusium hinaufthun. Er braucht noch gar nicht, wenn er kein Archäologe ist, die zahlreichen Königsgräber der Umgegend zu besuchen, braucht nicht einmal ins Museum zu gehen: der Hauch der Urzeit wird ihn hier auf Schritt und Tritt umwehen; in jedem Stück alten Mauerwerkes wie in dem geringsten und jüngsten Töpfergeräth wird er ihn spüren, aus jedem Blick dieser fremdartigen, scheuen Menschen wird er zu ihm sprechen.

Ganz seltsam ist die Lage von Orvieto. Und doch giebt es im Kleinen, sehr im Kleinen, etwas Aehnliches in Deutschland. Im Altmühlthal bei der bekannteren Stadt Pappenheim, nur wenige Stunden von dem berühmten Solenhofen, erhebt sich mitten im Wiesenthal ein Fels mit senkrechten Wänden und breiter Platte. Auf dieser Felsplatte oben liegt eine ganze Stadt, die Stadt Dollenstein. Bei Orvieto verhält es sich so: man steht vor einem sehr hohen, kegelförmigen Weinberg (wo der berühmte goldene Wein wächst) und hoch über den Kegel empor erheben sich allergewaltigste lothrechte Mauern. So hoch sind diese Steinwände, daß die Stadt dahinter vollkommen verschwindet. Man sieht fast nichts von ihr. Und doch sind es diesmal keine aufgethürmten Mauern. Es ist lebendige Felsmasse. Dieser Stadt hat die Natur vorgebaut. Nur an wenigen Stellen hat der Mensch künstlich nach-

geholfen. Man kann sich keinen fremdartigeren Anblick denken. Und eben o befremdend wirkt die Stadt im Innern. Sie soll siebentausend Einwohner herbergen, scheint aber ausgestorben oder wenigstens im Aussterben begriffen.

Der Dom von Orvieto ist so berühmt, daß man über ihn kein Wort zu verlieren braucht. Das Selbe gilt von den Fresken Signorellis darin. Wenige Leser werden sie nicht gesehen haben. Auf Eins aber darf ich hinweisen. Denn ich habe zu meiner Verwunderung bemerkt, daß über den Reichthum der farbigen Fresken eine ganz einzige Sache fast übersehen wird: die Arabesken. Die Arabesken und Grotesken Raffaels in den Loggien des Vatikans sind weltberühmt; nun: mir persönlich sind die Signorellis in Orvieto lieber; erstens, weil sie viel besser, weil sie ganz tadellos erhalten sind und darum einen viel höheren gegenwärtigen Genuß zu bieten vermögen, dann aber auch, weil sie jenen vorangegangen sind und also die höhere Originalität für sich in Anspruch nehmen dürfen. Diese Arabesken umrahmen die heiligsten und ernstesten Gegenstände; und was drücken sie selbst aus? Eine unendliche Freude an der Schönheit des Nackten, einen unbändigen Jubel über deren Wiederentdeckung. Sie sind nur Dekoration und sind doch der lebendige und beredte Ausdruck des Erwachens einer neuen Weltanschauung. Sie haben deshalb einen ganz anderen Sinn als aller spätere tausendfache Abklatsch, der seiner Natur nach nur ein gedankenloses Nachplappern sein konnte und um so accentloser und sinnloser werden mußte, je öfter er sich bis auf unsere Tage herunter wiederholte. Wie war Das anders, als eine neue Weltanschauung sich eine eigene Sprache erst erfinden, erst erschaffen mußte!

Es ist eigentlich ein gutes Zeugniß für diese Arabesken, daß sie von den Meisten übersehen werden. Es beweist, daß sie, bei aller Schönheit und Bedeutung, sich doch nicht störend hervordrängen, sondern sich der Hauptsache durchaus unterordnen, was aber eigentlich bei einem Künstler wie Signorelli ganz selbstverständlich ist. Ob jedoch dieses Uebersehen auch den Augen, denen es passirt, ein günstiges Zeugniß ausstellt, ist eine andere Frage. Jedenfalls bezeichnen die Arabesken Signorellis und die vielleicht durch sie hervorgerufenen Grotesken des Vatikans den höchsten Gipfel der uns bekannten linearen und farbigen Dekoration in Europa. In Stein hat die Gothik eben so Bedeutendes geleistet; und wenn man die entsprechenden Marmorarbeiten der besten Antike noch darüber stellen will, habe ich nichts dagegen. Die Wanddekorationen von Pompeji aber stehen, was man auch sagen mag, nicht auf gleicher Höhe; in ihnen sehen wir eine Kunst, die schon ganz und gar Handwerk, schon ganz und gar Routine geworden ist.

Als ich zum ersten Mal in den Dom und vor die Kapelle des Signorelli kam, war es morgens neun Uhr. Sämmtliche Chorherren des Kapitels waren bereits in der Kapelle zur Mette versammelt. Einer der Herren erhob sich

sofort, öffnete mir das Gitterthor und forderte mich auf, einzutreten. Er sagte mir noch, ich solle mich um sie gar nicht kümmern. Ueber eine Stunde lang stieg ich nun zwischen diesen vornehmen Priestern studirend hin und her, die feierlich ihre Psalmen und Responsorien, ihre Strophen und Antistrophen sangen oder rezitirten. Das nenne ich mir noch eine Geistlichkeit großen Stils. Ich hatte die katholische Urbanität des italienischen Klerus in Kirchen und Sakristeien schon oft genug in Dankbarkeit bewundert; hier imponirte sie mir doch wieder von Neuem. Ich mußte an ein Erlebniß in Deutschland denken. Das hatte ich in Erfurt. Ich wollte nachmittags um drei Uhr den Dom besuchen, der außer der Zeit des Gottesdienstes verschlossen zu sein scheint. An diesem Nachmittag aber stand eine Thür offen. Ich wollte eintreten. Aber sofort kommt mir der Küster entgegen und sagt, jetzt sei Gottesdienst, ich könne den Dom nicht besehen. Der Gottesdienst bestand darin, daß neun- bis zehnjährige Kinderchen zur Beichte geführt wurden. Ich erwiderte dem Kirchner, daß ich mich ganz ruhig verhalten und gewiß nicht stören würde. Er bestand auf seiner Weigerung. Ich wende mich an einen jungen Priester. Nein, ich könne den Dom nicht besehen; es sei Gottesdienst. Ich war zuerst sprachlos. Verehrter Herr, sagte ich dann, ich bin Katholik; aber Ihr hier, Ihr seid ja gar keine Katholiken, seid ja gar keine Kirche; Ihr seid Polizei. „Hinausßßß!" schrie der junge Priester und machte dazu die entsprechende Geste. Das war noch nicht Alles. Der Küster war nach einem Schutzmann gelaufen — er brauchte nicht weit zu gehen —: und vor der Kirchenthür trat mir die Pickelhaube in den Weg, forderte mir die Personalien ab und sprach von Hausfriedensbruch. Damit endete das Abenteuer.

Dies schreibe ich in Sorrent auf einer der Terrassen der Cocumella, — wo allerdings schon bedeutendere deutsche Sprachprodukte die napolitanische Sonne erblickt haben. An diesem Punkt unterbrach mich eine Dame. Ich müßte doch nach Agnello hinüberkommen. Drüben sei Kirchenfest und herrlicher Gesang zu hören. Ich ließ mich verführen. In Italien ist bekanntlich fast jede Dorfkirche eine erfreuliches Kunstwerk. Die von Agnello ist noch schöner als andere. Sie steht architektonisch sehr hoch. Kein einziges Ornament in den hellen lichten Hallen und Kuppeln, das nicht erfreulich wäre. Und was hat der Herr Pfarrer zu dem besonderen Fest- und Freudentag daraus gemacht oder daraus machen lassen? Er ließ — und offenbar kennt er den Geschmack seines Volkes — das ganze Innere der Kirche so mit buntem Papierschnitzel-Zierath überhängen, daß auch nicht eine architektonische Linie, nicht ein Ornament und Bild mehr sichtbar war. Die entzückend schöne Kirche war in eine niederträchtige Marktbude verwandelt. Und das Volk war entzückt.

Sorrent. Dr. Benno Rüttenauer.

Ums Thierexperiment.

Herr Magnus Schwantje in Berlin schickt mir, in der Erwartung, daß ich die Leser der „Zukunft“ mit dem Inhalt bekannt machen werde, eine Brochure: Oeffentliche Disputation über die Vivisektion, gehalten im Physiologischen Institute der Universität Bern am einunddreißigsten Januar 1903. Nebst einem Vorwort. (Verlag des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter, Dresden, Cranachstraße 18. 1904.)

Die berner Regierung hatte ein Thierschutzgesetz entworfen, das die Vivisektion für erlaubt erklärte und darum von den Gegnern der Vivisektion heftig bekämpft wurde. Um die Wirkung dieser Agitation zu vereiteln, lud der Direktor des Hallerianum (das Physiologische Institut nennt sich so nach dem Dichter und großen Physiologen Albrecht von Haller), Professor Dr. Kronecker, die Gegner zu einer „sachlichen Diskussion“ ein. Die Führer der Gegenbewegung nahmen die Einladung an; auf ihren Wunsch, es möchte ein anderes Lokal gewählt werden, ging Kronecker nicht ein; und wie sie gefürchtet hatten, kamen zu der Disputation außer Professoren und Aerzten nur etwa zweihundert Studenten und Studentinnen, dagegen sehr wenige Laien. Von den schweizer Vereinen der Vivisektiongegner wurden abgeordnet: Dekan J. von Bergen, Düby-Käser, Zahnarzt Ludwig Fliegel, Pfarrer a. D. Stern, Redakteur Hans Wirz. Außerdem nahm der zufällig anwesende Herr Magnus Schwantje an dem Wortkampfe Theil. Die Professoren und Aerzte, die sich an der Debatte betheiligt hatten, wurden vor der Veröffentlichung des vorliegenden Berichtes wiederholt gebeten, den ihnen eingesandten Fahnenabzügen berichtigende Bemerkungen beizufügen oder das Stenogramm ihrer Reden — ein solches war angefertigt worden — zu übersenden. Sie haben Beides abgelehnt, weil, wie Kronecker dem Professor Dr. Förster in Friedenau schreibt, er sich zu seinem Leidwesen überzeugt habe, „daß die Hauptredner der Antivivisektionvereine gar nicht belehrt zu sein wünschen, sondern nur Agitationstoff suchen.“ Der Bericht wird für tendenziös zugestutzt erklärt, ohne genaue Angabe der beanstandeten Stellen. Nur der Polizeiarzt Dr. Ost sandte eine Berichtigung ein; sie besteht in zwei belanglosen kleinen Zusätzen. Aus diesem Verhalten der Aerzte und Professoren glauben die Herausgeber des Berichtes dessen Unanfechtbarkeit folgern zu dürfen.

In der Disputation erklärte Professor Kronecker den Ausdruck Thierfolter für unzutreffend. Die Physiologen seien Freunde der Thiere und wüßten am Besten zu beurtheilen, was den Thieren Schmerzen verursache und in welchem Grade Das geschehe. Die meisten Vivisektionen seien an sich nicht schmerzhaft und bei den wirklich schmerzhaften würden die Thiere betäubt. Für die herrenlos umherirrenden Hunde sei es ein Glück, wenn sich die Vivisektoren ihrer annähmen; sie würden gut gepflegt, liebten ihre neuen Herren, sprängen freiwillig auf den Sezirtisch und gäben bei der Operation ihre Freude über die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit zu erkennen. Schwantje erwiderte, Das möge für Kronecker, vielleicht für das ganze berner Institut zutreffen, anderswo sei es anders, wie die eigenen Berichte der Vivisektoren in den Physiologischen Zeitschriften und Büchern bewiesen. Nicht gegen Versuche an Thieren überhaupt, sondern nur gegen die Thierfolter richte sich die Agitation. Schwantje weist außerdem die Behauptung zurück, daß seine Partei sonstigen Thierquälereien, etwa den auf der Jagd verübten, gleichgiltig

gegenüberstehe. So oft Schwantje, heißt es in dem Bericht, „eine den Vivisektoren unangenehme Wahrheit ausgesprochen hatte, fingen die Studenten und Studentinnen wie auf Kommando an, Lärm zu machen, so daß der Leiter der Versammlung, Polizeiarzt Dr. Ost, und Professor Kronecker mehrmals Mühe hatten, die Gesellschaft so weit zu beruhigen, daß Schwantje fortfahren konnte. Das Erstaunlichste in dem Benehmen der jungen Leute aber war, daß, als Schwantje aus Physiologischen Zeitschriften Berichte über schauderhafte Thierquälereien, wie Schinden und Verbrühen lebender Thiere, vorlas, die meisten Studenten und Studentinnen in ein wieherndes Gelächter ausbrachen." (Man muß sich daran erinnern, daß das athenische Volk einen Mann, der einen Widder lebendig geschunden hatte, zum Tode verurtheilt hat.) Der Vorsitzende, Dr. Ost, entschuldigte in seinem Schlußwort die Studirenden; sie seien eben von einem solchen Eifer für die Wissenschaft erfüllt, daß sie leicht jeden Angriff auf ein so wichtiges Forschungverfahren als eine Beleidigung der Wissenschaft auffaßten. Daß die Vivisektion nicht verrohend wirke, wisse er aus seiner eigenen Erfahrung.

Da das Für und Wider der Streitfrage den Lesern ohne Zweifel bekannt ist, soll aus dem weiteren Verlauf der Disputation nur noch Dreierlei hervorgehoben werden. Der Dekan von Bergen berichtet, wie er durch eigene Anschauung Gegner der Vivisektion geworden sei. Er habe gesehen, wie man einen Hund in zwei Stunden durch Erfrieren getötet habe, um die Veränderungen seiner Bluttemperatur und sein Verhalten im Todeskampf zu beobachten. Praktischen Nutzen habe ein solches Experiment nicht und zur bloßen Befriedigung wissenschaftlicher Neugier lebende Wesen zu martern, sei unsittlich. Professor Ascher erwidert, die Befriedigung des Erkenntnißtriebes sei eine höhere sittliche Forderung als die, Thieren kein Leid zuzufügen. Schwantje antwortet darauf: die Physiologen täuschten sich, wenn sie glaubten, mit ihren heutigen Methoden das Räthsel des Lebens lösen und so den Erkenntnißtrieb im höheren Sinn befriedigen zu können; zur Bereicherung des Wissens mit physiologischen Erkenntnissen dürfe man an sich unsittliche Mittel nicht anwenden. Dann bestreitet er die Behauptung Aschers, daß zwar die Ueberwachung der Politik, der Gesetzgebung und der Rechtsprechung durch die öffentliche Meinung nothwendig und die Theilnahme von Laien daran möglich sei, daß aber in Sachen der Naturwissenschaften Laien schlechterdings kein Urtheil hätten und nicht mitsprechen dürften. Schwantje behauptet Dem gegenüber, daß zur richtigen Beurtheilung juristischer, politischer, nationalökonomischer Angelegenheiten nicht weniger Fachkenntnisse erforderlich seien, daß die Medizin ohne öffentliche Kontrole so gut ausarte wie die übrigen Wissenschaften und daß wenigstens zur Beurtheilung der sittlichen Zulässigkeit von Handlungen der Fachmänner Laien vollauf befähigt seien. Gerade freisinnige Männer und Frauen hätten die Zulässigkeit der Vivisektion bestritten. Wie der Redakteur Wirz mittheilt, fangen auch die organisirten Arbeiter an, sich an der Bewegung dagegen zu betheiligen. Endlich mag noch erwähnt werden, daß die Vivisektoren behaupten, nur unbedeutende Aerzte („kleine Geister, meist gestrandete Existenzen"), verurtheilten die Vivisektion, während die Gegner eine Reihe von Berühmtheiten, darunter Haller und Hyrtl, auch Darwin, für sich ins Feld führen. Haller soll sein Vivisezieren bereut haben und aus Betrübniß darüber schwermüthig geworden sein. Kronecker erwidert, eine Nierenkrankheit habe Haller schwermüthig gemacht; vielleicht habe er sich eingebildet, seine

Schwermuth entspringe der Reue über das Vivisezieren; so ein nierenkranker alter Mann sei nicht mehr ernst zu nehmen. Schwantje entgegnet, Hyrtl, Bell und Lawson-Tait seien gar noch nicht sehr alt gewesen, als sie in den Kampf gegen die Vivisektion eintraten, und gerade die Thatsache, daß sie selbst früher vivisezirt hätten, verleihe ihrem Urtheil Gewicht.

Am Tage nach der Disputation wurden zwei öffentliche Versammlungen abgehalten, in denen die Gegner der Vivisektion über das Ergebniß Bericht erstatteten. In der einen trat eine Dame auf, die erklärte, sie habe während ihrer Studienzeit die meisten physiologischen Vorlesungen geschwänzt, weil es ihr unmöglich gewesen sei, die Thierquälereien anzusehen, die auch hier in Bern verübt würden. Wenn die Herren Kronecker, Ascher und Ost die verrohende Wirkung der Vivisektion bestritten, so müsse sie erklären, daß sie ganz andere Erfahrungen gemacht habe. Sie habe die Verrohung an vielen jungen Leuten, besonders an Studentinnen wahrgenommen. Die beiden Versammlungen hatten den Erfolg, daß in der Woche darauf der Entwurf eines neuen Thierschutzgesetzes vom Volk mit 27000 gegen 15000 Stimmen verworfen wurde, weil er die Vivisektion billigte.

Noch ein paar Worte für den Fall, daß es die Leser interessiren sollte, zu wissen, wie ich über die Sache denke. Ich finde, daß sowohl die Thierfreunde wie die ihnen seelenverwandten Mitglieder der Naturheilvereine in manchen Stücken übertreiben, stehe aber mit meiner Sympathie auf ihrer Seite. Und ich halte es für wahrscheinlich, daß sie im Wesentlichen Recht haben. Daß die Aerzte ihrer Richtung zur Zeit noch in der Minderheit sind, vermag mein Urtheil nicht zu beeinflussen. Die Wahrheit und das Recht sind nicht immer bei den Wenigen, aber auch nicht immer bei den Vielen. Auch die Berühmtheiten der Majorität imponiren mir nicht. Fürsten und Kommerzienräthe sterben oft genug in den besten Jahren unter Qualen, obwohl sie nur berühmte Aerzte haben, und unberühmten Aerzten gelingen bei armen Leuten Kuren in sehr schwierigen Fällen. Der im Mai 1888 in den Bädern von Lucca gestorbene Dr. Grisanowski hat mich beinahe überzeugt. Ich kenne von seinen Schriften allerdings nur so viel, wie in das Buch aufgenommen ist: „Dr. E. G. F. Grisanowski. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Briefen von Elpis Melena. Nebst einer Würdigung der Schriften Grisanowskis vom Pastor Emil Knodt." Dieser philosophisch gebildete Mediziner verurtheilt die heutigen Forschung- wie die Heilmethoden seiner Kollegen in Bausch und Bogen. Trotz Alledem wage ich kein apodiktisches Urtheil, weil ich nicht in der Lage bin, zu entscheiden, ob es wahr ist, daß alle für das Heilverfahren erforderlichen Aufschlüsse auch ohne Vivisektion erlangt werden können, daß die Vivisektoren viele Experimente nur zur Befriedigung einer frivolen Neugier vornehmen und daß sie mit raffinirter Grausamkeit verfahren. Ich überlasse die Entscheidung den Kundigen und sage nur: Ich wünschte, die Agitatoren wären mit der ersten Behauptung im Recht, mit der zweiten und dritten im Unrecht. Höchst bedenklich erscheint mir der Gemüthszustand der Studirenden, den ihr Verhalten bei der Disputation offenbart hat. Mögen sie die Wissenschaft und ihre Lehrer verehren, mögen sie die Vivisektion für unentbehrlich halten: sie müßten wenigstens diese Nothwendigkeit als eine traurige empfinden, den guten Willen der Männer anerkennen, die sie dieser traurigen Nothwendigkeit überheben möchten, und dürften die Darstellung widerwärtiger Prozeduren nicht als eine Aufforderung zur Heiterkeit auffassen.

Neisse. Karl Jentsch.

¥

Selbstanzeigen.

Die Erbprinzessin, Roman. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Es ist wahr, daß ein vollkommenes Kunstwerk Alles, was zu seinem Verständniß nöthig ist, in sich tragen muß und daß es keiner Erklärung bedarf. Da Kunstwerke aber selten oder nie vollkommen sind, so bleibt oft oder immer noch Raum übrig für Erläuterungen mancherlei Art, die das Verständniß fördern, besonders, wenn Nebenumstände die klare Beurtheilung erschweren. Heute ist man gegen Stoffe, die bekannte Ereignisse der Gegenwart behandeln, sehr eingenommen. Einen triftigen Grund hat man zwar dafür: die Kolportageromane behandeln mit Vorliebe solche Stoffe und die Kolportageromane sind der Verderb des Volkes und der Literatur. Zugegeben. Aber muß nun jeder Roman, der einen bekannten Stoff aus der Gegenwart behandelt, deshalb ein Kolportageroman sein? Soll nicht auch hier gelten, daß es nicht das Selbe ist, wenn zwei das Selbe thun? Soll wohl gar die Kritik des Kunstwerkes von dem Abscheu gegen die Stoffart beeinflußt werden? Das liegt nur zu nah. Doch über den Umstand, daß ich in mein Werk „Die Erbprinzessin" Ereignisse der jüngsten Vergangenheit verflochten habe, will ich hier nicht lange reden; ich habe die Wahl meines Stoffes schon vertheidigt und den Zusammenhang zwischen Werk und Wirklichkeit erklärt. Nur über das Werk selbst möchte ich hier noch Einiges sagen.

Das Schicksal einer Frau wird erzählt, die durch Heirath an einen Fürstenhof mit den typischen höfischen Verhältnissen kommt und hier nach schweren Kämpfen sich selbst verliert. In der ersten Zeile des Buches schon kündet das Wesen der Hauptgestalt sich an. „Sie nannte es ihr Marmorschloß, die kleine Prinzessin . . ." Das einfache Schlößchen am Meer nämlich, in dem sie ihre Kindheit verlebt. Ihr Sinn sucht schon früh das Herrlichste in den Dingen der Welt. Am Meer wächst sie auf. Die große Natur lenkt sie noch mehr auf das Erhabene hin. Nicht ohne Absicht gebe ich am Anfang die Wesensschilderung der Vorfahren, deren Eigenschaften, Verlangen nach persönlicher Freiheit und Eigenwille bis zur Starrköpfigkeit, sich in ihr wiederfinden. Diese Vorfahren sind zugleich Typen ihrer Zeit. Nicht minder sind es ihre künstlerisch veranlagten Eltern: mit der Scheu, aus ihrem kleinen Kreise herauszutreten, mit der Güte, die an Schwäche streift, mit ihrem Bestreben, die „Individualität" des Kindes sich entfalten zu lassen. So wächst die Lebensenergie dieses Kindes nach allen Seiten; und wenn sie in den Schulstunden trotzig die Beschäftigung mit der Grammatik verweigert, so zeigt sich hier schon das Gemüth, das sich in die steifen Formen ihres späteren Lebenskreises nicht finden kann und will. Eine zarte Jugendliebe, die sie aufgeben muß, hat ihre Erwartungen vom Leben unermeßlich gesteigert, so daß ihre Erzieherin in der Unterredung über die mögliche Werbung des Erbprinzen zu den Eltern sagen kann: „Sie wird immer das goldene Reich suchen, das sich ihr gezeigt hat." Konflikte erscheinen schon jetzt unabwendlich; aber die Stationen der logischen Lebensentwickelung folgen einander oft erst nach langen Zwischenräumen. Die Prinzessin meint, in dem Erbprinzen all das Beste, das sie von ihrem Lebensgenossen erhofft, zu finden; und als es sich ihr nicht gleich zeigen will, ist sie ehrlich bemüht, es zu suchen. Aber nun geräth sie in einen Kreis von Menschen, die das Große nicht

erkennen und im Kleinen das Große sehen. Menschen, die von ihrem Standpunkt aus gewiß das Gute wollen; aber sie erkennen nicht, daß die Zeiten sich gewandelt haben und die Menschen mit ihnen. Der wohlwollende Herzog kann sich nicht damit abfinden, daß die Bürger nicht mehr „Unterthanen“ sein wollen; und da er an der Ueberzeugung festhält, daß das Glück dem Land im Wesentlichen von der herzoglichen Familie kommt, geräth er in eine Isolirung, die ihm in den Augen freierer Geister den Anschein des Kleinlichen, ja, Lächerlichen gibt. Zwar ist auch seine Familie nicht unberührt von neuen Strömungen geblieben. Ein Sohn ist Arzt geworden, des Herzogs Bruder hat eine Schauspielerin geheirathet. Um so mehr hält er selbst am Alten fest. Die für Prinzeß Gerda wichtigste Persönlichkeit, ihr eigener Mann, ist eine zwiespältige Natur. Er hat liberale Anwandlungen, spottet über abgebrauchte Einrichtungen, hält aber doch, wenn es darauf ankommt, an Vorrechten und Ueberlieferungen zäh fest, wenn auch oft nur, um kein böses Beispiel zu geben. Etwas Unwahres ist dadurch in seinem Wesen; zuerst zeigt es sich (schon vor seiner Werbung) versteckt, später kommt es der Prinzessin immer klarer zum Bewußtsein. Sie findet auch in der Hofgesellschaft keine wahren Freunde; so sympathisch einzelne Persönlichkeiten ihr sein mögen: die Schranken, die eine Fürstenfamilie von allen übrigen Menschen trennen, machen es unmöglich, den Anderen näher zu treten. Die Prinzessin vereinsamt. Auch ihre Kinder dürfen ihr nicht gehören, wie sie möchte. Ekel vor diesem Leben erfaßt sie, ihre zurückgedämmte Lebenskraft sucht sich in allerlei Tollheiten, im Taumel oberflächlichen Lebensgenusses, in bitterer Satire Luft zu machen. Sie scheint ihr Bestes zu verlieren. Da kommt in dem Hauslehrer ein geistiges Element in ihre Nähe, das sie nach und nach anzieht. Wie durch ein Wunder erwachen die hohen Wünsche ihrer Jugend noch einmal. Die Gluth des Weibes vereint sich dem schwärmerischen Begehren nach geistiger Gemeinschaft; sie meint, das so lange gesuchte Ziel vor sich zu sehen, und giebt sich dem zuerst zagend, dann rücksichtlos nach dem warmen Leben greifenden Jüngling. Sie will nicht betrügen; sie will frei werden. Aber man drängt sie Schritt vor Schritt von ihrem Vorhaben ab; man will keinen „Skandal“. Vielleicht wäre sie, nachdem der Hauslehrer den Hof verlassen hatte, geblieben, wenn nicht der Erbprinz eine neue Annäherung gesucht und sie diese geduldet hätte, geduldet in ihrer Verlassenheit, in ihrem Verlangen nach Anschluß an irgend eine Menschenseele, in ihrem erwachten sinnlichen Begehren. Das schreckt sie auf; und sie flieht zu ihrem Geliebten, um nicht ihre Selbstachtung ganz zu verlieren. In der Fremde, in dem einfachen Leben an der Seite des Freundes, dem gegenüber sie sich rein zu erhalten versteht, wächst ihr Charakter zur Größe. Mit allen Kräften sucht sie sich ihren Lebensmuth zu erhalten; selbst nach dem Besuch bei ihrem totkranken Kinde kehrt sie zu dem Geliebten zurück. Sie weiß nicht, daß der Freund nah daran ist, die „Episode“ zu überwinden. Nicht brutal löst er sich von der Prinzessin; es scheint vielmehr nur aus Fürsorge für sie zu geschehen. Drohte man doch, ihr das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, nehmen zu wollen, wenn sie den Geliebten nicht aufgebe. Mit wehem Herzen geht er von ihr; und doch: im tiefsten Inneren fühlt er seine Freiheit wie eine Erlösung

Als die Prinzessin ihn verloren hat, bricht die ganze Welt ihrer Vorstellungen zusammen. Der Rest ihrer Hoffnungen heftet sich an das in ihr werdende Geschöpf. Das will sie sich wenigstens bewahren. Als ihre Furcht, daß man es

ihr, trotz dem Versprechen, nehmen werde, durch die Ankunft ihres ärgsten Gegners, des Oberstallmeisters, neue Nahrung erhält, stürzt sie sich ins Meer.

Felix Freiherr von Stenglin.

Frau Minne. Ein mittelalterlicher Weltspiegel. H. R. Sauerländer, Aarau.

Auf große Distanzen, auch zeitliche, verschwindet das Detail und das Typische tritt heraus. Zugleich aber gewinnt das Einzelne Allgemeinbedeutung; und so glaubte ich, mein Buch einen Weltspiegel nennen zu dürfen. Was ich als bescheidenen Strauß zur Ergötzung darreiche, sind Knospen, die ich auf Wanderungen durch längst vergangene Jahrhunderte sammelte. Ich brachte sie zum Blühen und träumte mich dabei aus einer tristen Gegenwart in Zeiten zurück, wo die Jugend noch jung war, die Freude hell aufjauchzte und die Schönheit wild wuchs. Ueber dem Thor aber, durch das ich eintrat, waren die Worte eingehauen: Vincit amor quemque, sed nunquam vincitur ipse! Willst Du im Lenzgefilde den Knappen sehen, wie er mit des Burgherrn Töchterlein, statt zur Hochzeit, in Liebe und Tod hineinreitet? Gieb Acht: das Laub welkt; und ein anderes Bild zeigt Dir den heimkehrenden Kreuzfahrer, der in der Abenddämmerung die einst zurückgestoßene Liebste ehrlos wiederfindet. Doch auf die Nacht folgt der Morgen und im Roth der ersten Sonnenstrahlen hörst Du auf hoher Schloßzinne Frau Berchta mit herbsüßen Worten den fremden Baumeister bethören. Und dort: keucht nicht ein dem Bergkloster und den Gelübden entflohener Mönch mit seinem Lieb zum Firnschnee hinauf, dessen weißer Friede barmherzig die kalte Hand auf die heißen Herzen legt? Aber auch unten, in der Ebene, in der Stadt, fällt der edle Ritter, der zu Ehren seiner schönen Herrin turnirte, schließlich dem Schicksal anheim und die Gute, Schöne, Edle stirbt an seinem Sarg. Ueberall Sommerlust und herbstliches Vergehen. Alle besiegt die Liebe; sie selbst nur ist unbesieglich . . . Nach diesen fünf Novelletten zieht ein bunter Reigen von dreizehn Schwänken und Legenden vorüber. Altdeutsche und altitalienische Autoren, darunter Firenzuola mit einer und Sacchetti mit zwei Novellen, werfen ihr übermüthiges Reblaub in das Ave Maria kindlich frommer Mönche. Je ein Schwank und eine Legende wechseln mit einander, aber tollste Ausgelassenheit und rührendste Einfalt verbindet der Humor, der über diesem bewegten Festzug aus ferner Zeit schwebt. Der dritte und letzte Theil bringt eine Geschichte, die Aeneas Sylvius Piccolomini an einem Frühlingsabend seinen Zechgenossen erzählt. Auf dem Hintergrunde des großen, noch heute in Siena üblichen Volksfestes des „Palio" (eines Wettrennens) spielt sich zwischen einem Landsknecht des deutschen Königs Sigismund und einem verwaisten Mädchen ein Liebeserlebniß ab, das aus idyllischen Anfängen einem tragischen Ende zuführt. Aber ruhig fließt der Strom der Rede dahin; denn Der spricht, ist ja der weise Mann, der nachher als Pius II den päpstlichen Thron besteigt. Den Grundcharakter des Ganzen bringt die von E. von Vietinghoff in Paris gezeichnete farbige Buchdecke zum Ausdruck. Während dem fernen Meereshorizont die Sonne entsteigt, steht Frau Minne auf einem hohen Berggipfel, an dessen Fuß aus tiefer Kluft ein Totenschädel heraufgrinst. Was ich bieten möchte, ist eine Heiterkeit, wie sie dem bedächtigen Zecher innewohnt, der bald in sein Glas, bald in die Welt schaut. Ihm wandelt sich die Gegenwart zum Vergangenen, das Vergangene zum Gegenwärtigen.

Konrad Falke.

Der Baumwollkrach.

Aus Amerika kam schon manche Fabel. Auch die new-yorker Depeschen, die neulich meldeten, große Mengen Baumwolle seien drüben verbrannt worden, braucht man deshalb nicht ohne Weiteres gläubig hinzunehmen. Was da gemeldet wurde, klang doch gar zu fabelhaft. Die Pflanzer selbst, hieß es, hätten sich in Louisiana und Texas das Vergnügen bereitet, einen Theil ihrer Bestände in Rauch aufgehen zu lassen. Vielen fehlte der Glaube an diese Botschaft. Zunächst müßte bewiesen werden, daß diese Pflanzer das selbe Interesse haben wie die Spekulanten Sully und Price, die mit dem Ertrag der vorigen Baumwollernte (so weit sie ihn einzuschließen vermochten) sitzen geblieben sind; dann erst klänge die Meldung nicht ganz unwahrscheinlich, amerikanische Farmer hätten sich aus dem verhaßten New-York die Parole geholt. Von dem Verhältniß, das in Amerika zwischen Produktion und Spekulation besteht, hat das europäische Publikum, trotzdem das Kabel so stark in Anspruch genommen und in den Zeitungen täglich über diese Dinge berichtet wird, noch immer recht unklare Vorstellungen. Der Unbetheiligte ist leicht geneigt, anzunehmen, ein Macher von der Art Sullys habe die ganze Brasilernte aufgekauft. Eine Kleinigkeit; die einfachste Sache von der Welt. Bricht dann ein solcher Spekulant zusammen, so zeigt sich jedesmal, daß (natürlich) nur ein Theil dieser ungeheuren Kaffeemenge wirklich gekauft war. Und eben so ists mit der Baumwolle. Sully hatte sich jetzt mit Henry Price zu einer Riesenspekulation verbündet; so darf man das Unterfangen wohl nennen, von zehn Millionen zwei Millionen Ballen festzulegen. Das war geschehen. Wer über eine so große Quantität frei verfügt, kann eine Weile immerhin die Preise diktiren. Nun sind aber zwei Millionen Ballen ungefähr 100 Millionen Dollars (über 400 Millionen Mark) werth und es ist kaum glaublich, daß selbst Faiseurs vom Wuchs der Sully und Price so abenteuerlich große Summen baren Geldes durch einen Ring, ein Syndikat zusammengebracht haben. Der Laie denkt, wenn er von amerikanischen Geschäften und Interessengemeinschaften hört, heutzutage ja gern gleich an Milliarden; noch aber hat kein sterbliches Auge diese Milliarden gesehen.

Wo mag das Quellgebiet sein, aus dem das Geld für so großartige, doch auch recht bedenkliche Geschäfte hervorsprudelt? Es wäre interessant, den Ursprungsort dieser Geldmittel kennen zu lernen. Daß die Banken in solchem Umfang Kredite geben, ist undenkbar. Ein Kroesus? Rockefeller, der eifrig in die Kirche geht und sogar schon in eigenen Kapellen für sein Seelenheil sorgt, arbeitet hinter anderen Spanischen Wänden. Und ob es außer ihm in den Vereinigten Staaten einen Mann giebt, der binnen wenigen Wochen seine Aktiva mit der Bagatelle von ungefähr 500 Millionen Dollars mobilisiren könnte, ist zweifelhaft. Anders lägen die Dinge freilich, wenn die Banken ihrer Kundschaft Kaufkredit gäben. Und in dieser Gegend hat man wohl wirklich die Schmiede zu suchen, aus der die Ringe hervorgehen. Die Großspekulanten bringen ein Heer auf die Beine, das scheinbar neben ihnen, in Wirklichkeit aber für sie spekulirt; Mitläufer, die, wenn verdient wird, nur einen kleinen Theil des Gewinnes erhaschen. Davon erfährt Niemand Etwas. Das bleibt das Geheimniß der Großen, die das Riesengebiet der Union mit einem Agentennetz überziehen und durch Vertrauensmänner auch Europa in ihre Spekulation hineinködern lassen. Unzählige deutsche Firmen und Privatleute erhielten, als

es so weit war, ja gedruckte Cirkulare, in denen sie schlankweg aufgefordert wurden, dem ehrenwerthen Herrn Price oder dessen Provinzstatthalter ein beliebiges Quantum Baumwolle aufzugeben und diesen Herren dann die Spekulation nach oben oder nach unten einfach zu überlassen. Hätte ein deutsches Haus solchen Vorschlag gemacht, dann wäre es zu den Schwindelfirmen gezählt worden. Vor dem amerikanischen Kaufmann aber hat der Deutsche den höchsten Respekt; deshalb wurde sehr oft prompt gethan, was in der Offerte verlangt war. Mit 5000 Dollars konnte man ja schon sein Glück versuchen. Also auch in Deutschland wurde den Großspekulanten die Heeresfolge nicht versagt. Und drüben hatten die Werber es natürlich noch viel leichter. Denn die gemeinschaftliche Ausbeutung der Ernte-Interessen gehört in den Vereinigten Staaten längst zu den Gewohnheitrechten großer und kleiner Kapitalisten.

Sully war eine Weile der Baumwollkönig. Als er auf dem Kaffeemarkt zusammenbrach, wars wie ein Signal, ein lauter Trompetenstoß; auch die Baumwollpreise gaben nun ein Bischen nach. Von einem Preissturz konnte aber noch nicht die Rede sein. Das Sinken begann erst, als man merkte, daß die Ernte größer geworden sei, als die Spekulation angenommen hatte. Im September kommt die geerntete Baumwolle unter Dach; erst vor vier Wochen ungefähr aber ließ der Markt sich genau übersehen. Da erkannte man denn, daß man nicht, wie vorausberechnet war, zehn, sondern zwölf Millionen Ballen geerntet hatte. Die Daten über die Weizenernte pflegen recht unzuverlässig zu sein. Neill aber behält mit seinen Schätzungen gewöhnlich Recht; nur können wir in Europa freilich nicht beurtheilen, ob er allen Einflüssen unerreichbar ist und ohne Befangenheit schätzt. Der höchste Preis war in New-York 17 Cents für das Pfund; dann bröckelte der Preis bis zu 14 und endlich fiel er auf 7 Cents. Nun war seit Jahren aber der Normalpreis zwischen 6 und 7 Cents: also darf man von Baisse eigentlich noch gar nicht reden. Das meinen auch viele Leute, die sonst Baumwolle abnehmen; das Syndikat kann also selbst zu den jetzigen Preisen noch nicht ausverkaufen. Der Preisring ist gesprengt; der Spekulantenring besteht weiter. Die Leiter des Unternehmens sagen sich: Mit den Mitteln, die frei werden, können wir die neue Ernte vielleicht noch unter 7 Cents pro Pfund kaufen; dann sperren wir die Waare ein, warten und verkaufen am Ende doch noch mit beträchtlichem Nutzen.

Ob diese Hoffnung berechtigt ist, können wir nicht beurtheilen; wir wissen ja gar nicht, zu welchen Preisen der Ring mit den Pflanzern abgeschlossen hat. Der Hauptsitz der Spekulation ist die new-yorker Börse; hier ist der Tagesumsatz im Durchschnitt 300 000 Ballen (doch ist er manchmal auch schon bis weit übers Dreifache gestiegen). Der Hauptplatz für effektive Waare aber ist New-Orleans. Dort giebt der Pflanzer seinen Ernteertrag ab, wenn er ihn nicht etwa schon auf dem Halm verkauft hat. Bei einem Preis von 6 bis 7 Cents kommt der Pflanzer, nach der Meinung Sachkundiger, immerhin auf seine Kosten und verdient noch ganz hübsch. Möglich ist also, daß die ersten Käufer gar nicht mehr angelegt haben; die Organisation wird in Texas, Florida und den übrigen Baumwollgegenden schon so geschickt gearbeitet haben, daß größere Aufwendungen unnöthig waren. Welches Interesse sollte dann aber die Farmer treiben, ihre Vorräthe freiwillig zu vernichten, die, selbst wenn sie noch bei ihnen lagern, doch längst Eigenthum der Spekulanten sind? Wenn die Großen aber auf Kredit gekauft haben und jetzt nicht bezahlen können: warum sollten sie dann die Waare verbrennen, die zum Preis von 6 bis 7 Cent

noch immer zu verwerthen wäre? Wer Verluste hat, wird doch nicht muthwillig seinen Schaden noch vergrößern, statt zu retten, was zu retten ist.

Erfreulich und nützlich für die Welt wäre es, wenn Farmer und Spekulanten, Produzenten und Ausbeuter (in diesem Fall sinds nicht die Händler) mit einander in Streit geriethen. Die amerikanischen Farmer sind stark und kühn genug, um vereint Schädigungen abwehren zu können. Geht es so weiter wie bisher, dann bringt ein gar nicht schöner Tag vielleicht so niedrige Preise, daß man nur noch mit Verlust verkaufen kann. Solche Rückschläge sind möglich. An einen organisirten Widerstand der vereinigten (amerikanischen und europäischen) Baumwollkonsumenten kann man einstweilen noch kaum denken. Bei uns wenigstens war solche Einigung bisher niemals zu erreichen. Eine einzige starke Persönlichkeit könnte vielleicht den Zusammenschluß sichern, wenn sie die nöthige Energie und Autorität hätte, um die auseinanderstrebenden Elemente mit fester Hand ans gemeinsame Ziel vorwärts zu treiben. Das lehrt ja die Geschichte unserer Syndikate.

Von den 12 Millionen Ballen, die Amerikas Baumwollernte gewöhnlich liefert, verbrauchen die Engländer für ihr ungeheures Handelsgebiet 4 bis 5 Millionen. Dann kommt, an zweiter Stelle schon, Deutschland, das ungefähr $2\frac{1}{2}$ Millionen Ballen verbraucht. Egypten, das andere Baumwollreich, exportirt etwa ein Zehntel des Weltverbrauches. Die indische Baumwolle kommt für die Konkurrenz hier nicht in Betracht. Sie hat eine andere Faser, ist kürzer und mehr für aufgewollte Artikel geeignet, wie sie namentlich in Sachsen geliefert werden. Die deutsche Textilindustrie, die den Rohstoff aus Amerika bezieht, produzirt im Rheinland und Elsaß, in Baden und Nordbayern (Augsburg, Bamberg, Hof). Wie die englischen, hatten sich, nach einigem Zögern, nun auch die deutschen Spinner für August und September zu hohen Preisen gedeckt. Da man die Maschinen nicht der Gefahr des Stillstandes aussetzen durfte, mußte man, wenn auch nicht, wie sonst, auf sechs Monate, so doch wenigstens auf vier bis acht Wochen vorsorgen. Gewisse Baumwollsorten sind später unter Umständen gar nicht mehr zu haben. Die Spinner kaufen direkt in Bremen, Liverpool, New-York oder New-Orleans; und von ihnen kaufen dann, zu Preisen, die der Höhe des zuerst gezahlten entsprechen, die Weber. Die Spinner (die auf diesem Gebiet ihre Interessen manchmal mit den Mitteln der Agrarier vertreten) haben den Schutzzoll auf Baumwollgarne durchgesetzt und dadurch den Webereien den Export sicher nicht gerade erleichtert. Unser Absatz ins Ausland ist ja beträchtlich gestiegen, ein paar Jahre lang sogar der Export nach Japan; wer aber nicht blind ist, kann doch nicht verkennen, daß die Möglichkeit, englische Garne um 20 Prozent billiger zu kaufen, den anderen Produzentenländern, Italien, Belgien, Holland, der Schweiz, Vortheile bringt, die nicht zu unterschätzen sind. Der spanischen (katalonischen) Fabrikation verhilft die niedrige Valuta obendrein noch zu bequemen Zahlungbedingungen. Unübertroffen bleibt Deutschlands Leistungfähigkeit nur da, wo es mit alter Erfahrung und in langer Kultur ausgebildetem Geschmack zu wirken vermag. Die Gerechtigkeit scheint mir aber zu fordern, daß den Webereien, wenn sie für den Export arbeiten, der gezahlte Zoll zurückerstattet wird. Natürlich würden wir sobald solche Rückvergütung beschlossen wäre, wieder das bekannte Geschrei hören: Das Ausland bekommt deutsche Produkte billiger als der deutsche Konsument! Dieses Schlagwort ist populär, wirkt immer und wird leider mit besonders lauter

Kehle auch aus dem freisinnigen Lager in die Lüfte gerufen. Jeder gescheite Kaufmann weiß aber, daß für den Export der Weltmarktpreis bestimmend ist, den die größere Konkurrenz unter den Inlandspreis drücken kann, daß draußen also nun einmal billiger geliefert werden muß. Deshalb sollten die Politiker, die nicht Demagogen sein wollen, sich nachgerade entschließen, auf dieses Feldgeschrei zu verzichten.

Was ist nun von den Vereinigten Staaten zu erwarten? Werden die Amerikaner noch lange, an der Spitze des Exporteurheeres, rohe Baumwolle zu uns herüberschicken oder müssen wir gewärtig sein, die viel kostbareren Fabrikate fertig von ihnen zu bekommen? Schon ziemlich lange lassen sie einen großen Theil ihres Getreides vor dem Export vermahlen und schicken nicht mehr den Rohstoff nach Europa sondern das Mehl, also das Halbfabrikat, nach Ostasien. Sicher werden sie ähnliche Versuche auch mit ihrem zweitgrößten Exportartikel, der Baumwolle, machen. Daß sie nach Indien und China schon eine Massenausfuhr haben, ist bekannt; um dieses Ziel zu erreichen, haben sie Schiffahrtlinien geschaffen, denen der Staat jetzt Subventionen gewähren will. Doch auch Europa muß mit der nahen Möglichkeit rechnen, daß Amerika (der Staat Massachusetts hat hier den Vorrang) ihm Baumwollfabrikate sendet. Ich sah neulich eine Offerte aus New-York, die zu unglaublich billigem Preis in Hamburg Waaren anbot; dabei handelte sichs um Blaudruckstoffe. Die Kiste sollte acht Muster enthalten; bei uns wärens vielleicht achtzig gewesen. Das mag das Räthsel lösen, wie man so billig anbieten könne. Mit Phantasien giebt der Amerikaner sich eben nicht gern ab; er hält sich an die klassischen Muster, an die Stoffe, die für den Massengeschmack bestimmt, also immer und überall gangbar sind. Der Deutsche fragt den Kunden: Was wünschen Sie? Der Amerikaner (und bis vor Kurzem auch der Engländer) sagt ihm: Das habe ich. Der Deutsche sucht sich als Händler dem persönlichen Geschmack des Käufers anzupassen; auf jedem Gebiet, auch da, wo der große Maschinenbetrieb doch eher auf das Typische hindrängt, das natürlich billiger und leichter absetzbar ist und deshalb vom Yankee bevorzugt wird. Dieser Versuch, die Produktion zu individualisiren, ist ganz besonders in unserer Textilindustrie sichtbar; ihre Stärke, freilich auch wiederum ihre Schwäche stammt daher. Die Offerte, von der ich sprach, war eigentlich übrigens für Valparaiso bestimmt, mußte zunächst aber an die Hamburger gehen, weil sie in dieser chilenischen Provinz die wichtigste Kundschaft haben. Die Waare würde entweder also für Rechnung der Hamburger nach Südamerika geliefert oder in unserem Freihafengebiet als Transitgut gelagert. Solche Wege muß heutzutage der Welthandel wählen, wenn er ans Ziel kommen will.

Die deutschen Spinner beunruhigt der amerikanische Baumwollkrach einstweilen nicht. Sie können warten, brauchen heute noch nicht zu kaufen und sind durch ihre mit den Webern geschlossenen Kontrakte gedeckt. Die Weber haben wieder mit den Großhändlern abgeschlossen. Aber die Baumwolle ist eine Weltmacht geworden und kaum erinnert man sich noch der Tage, da der Flachs sogar in den Städten von der Hausfrau selbst gesponnen und grobe (meist recht gute) Leinwand getragen wurde. Damals kannte man die Baumwolle noch nicht; und jetzt drängt sich dem Betrachter deutschen Wirthschaftlebens die Frage auf, woher man den nöthigen Rohstoff nehmen soll, wenn Amerika seine ganze Produktion selbst zu verarbeiten anfängt.

Pluto.

Beim General Stoessel.*)

Wie Alle, die den General Stoessel nur dem Namen nach, als den tapferen Vertheidiger von Port Arthur, kennen, hatte ich mir diesen Feldherrn als einen Eisenkopf vorgestellt, einen echten Soldaten, dessen imponirende Schneidigkeit die Mannschaft zu heldenmüthigem Widerstand zu begeistern vermochte. Dieses Vorurtheil hatten mir die wahrhaft hymnischen Artikel des „Nowi Krai" und die Erzählungen zweier Freunde suggerirt, deren einer den weltberühmten Landsmann als Kernrussen vom reinsten Wasser schilderte, während der andere, mein Kollege Herbert Fuller, höchst ungünstig über den General sprach, der ihn aus der Festung gewiesen hatte. Als ich in Port Arthur ankam, hatte ich, außer einem in sehr allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Empfehlungschreiben vom Gesandten Grafen Cassini in Washington, nichts bei mir, was mich vor dem vom Vicekönig Alexejeff gegen ausländische Korrespondenten erlassenen Ausweisungbefehl schützen konnte, und war deshalb darauf gefaßt, sofort mit dem Gefängniß Bekanntschaft zu machen, ohne Stoessel auch nur aus der Ferne gesehen zu haben.

Die Landung des russischen Flaggschiffes, auf dem ich und mein Freund, der Franzose Van Lerberghe, so fröhliche Stunden verbracht hatten, mußte wohl schon gemeldet und unsere Ankunft dem General sofort telephonirt worden sein; denn wir waren noch kaum an Land, als bereits ein Adjutant in Stoessels Wagen angefahren kam. Lieutenant Kolesinkow; ein angenehmer junger Mann von schlankem Wuchs und stramm militärischer Haltung, der fließend Französisch spricht. Sein artiges Benehmen zeigte uns schon während der Fahrt, daß wir auf freundlichen Empfang im Hause des Kommandanten rechnen durften. Wir fuhren durch die neue Stadt, dann einen steilen Hügel hinauf. Dort oben sind die von den Generalen Stoessel und Smirnow und von dem Admiral Fürsten Uchtomskij bewohnten Häuser.

Der General erwartete uns in dem Empfangzimmer, einem großen, nur dürftig möblirten Raum, der, wie der Anblick der Stuhlreihen an den Wänden lehrt, auch als Vorzimmer benutzt wird. Neben dem General stand Oberst Reiß, ein breitschulteriger, ziemlich wohlbeleibter Offizier mit offenem Blick. Stoessel trug eine einfache Blouse aus ungebleichter indischer Fleuretseide und weder Achselstücke noch Orden. Die beiden anderen Offiziere waren, nach der Vorschrift, in weißem Uniformrock mit goldenen Achselstücken und weiter Reithose aus dunklem Stoff erschienen. Beide hatten die Hosen in die Schaftstiefel gesteckt. Stoessel, der, nach der mandschurischen Sitte, Stiefel aus rauhem Filz trug, ist ein großer, ziemlich vierschrötiger Mann von etwa sechsundfünfzig Jahren, mit gebräuntem, freundlichem Gesicht und bieder dreinblickenden Augen. Haar und Bart sind braun, leicht ergraut und kurz gehalten. Sein Benehmen war zwanglos und herzlich; er schüttelte uns die Hände und lud uns zum Sitzen ein. Zu meiner Ueberraschung spricht

---

*) Die Skizze, die Oberst Emerson vor ein paar Monaten, nach einem kurzen Aufenthalt in Port Arthur, geschrieben hat, wird auch jetzt, nach dem Fall der Festung, noch interessiren, weil sie ein Stück vom Wesen Stoessels erkennen lehrt und zeigt, wie ruchlos die Belagerten über die militärische Situation ihres Vaterlandes und über die Möglichkeit des Entsatzes getäuscht worden sind.

er nur Russisch; doch schien er dem in französischer Sprache geführten Gespräch, das Oberst Reiß verdolmetschte, mit großer Aufmerksamkeit zu folgen.

„Sie bringen uns Briefe?“ fragte er.

Wir überreichten unsere Empfehlungschreiben.

„Bringen Sie keine Depeschen oder Briefe von unserem Konsul in Tschifu?“

Ich antwortete, daß ich den Konsul nicht angetroffen habe. (Ich hatte ihn sorgsam vermieden, weil ich fürchtete, er werde sich unserem Vorhaben, in die belagerte Festung zu dringen, widersetzen.) Van Lerberghe erklärte, der russische Konsul habe versprochen, ihm einen Brief mitzugeben, sich aber im letzten Augenblick anders besonnen, da die Blokade ja doch nicht zu brechen sei.

„Haben Sie auch keine Zeitungen mitgebracht?“ fragte Stoessel. Ein Schatten der Enttäuschung flog über sein Gesicht, als wir auch diese Frage verneinen mußten. „Schon seit mehr als drei Wochen sind wir hier ohne jede Nachricht von der Außenwelt!“ rief er. „Es ist doch sonderbar, daß zwei fremde Herren, wie Sie, die Blokade brechen können, unser Konsul aber kein Mittel findet, uns zu erreichen. Beinahe könnte man glauben, er wolle uns absichtlich ohne Nachrichten lassen. Schon lange bemerke ich an ihm ein gewisses Widerstreben, uns über die Ereignisse, die sich hinter unseren Wällen abspielen, die Wahrheit zu melden; er fürchtet wohl, die Kunde von den Vorgängen an der Front würde uns entmuthigen. Traut man uns aber zu, daß wir uns hier halten werden, dann könnte man uns doch auch den Muth zutrauen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, und wäre sie noch so schrecklich. Unser Herr Konsul leistet durchaus nicht, was wir von ihm erwartet hatten. Er hat versprochen, sich für uns nach besten Kräften zu bemühen; die Resultate seiner Amtsthätigkeit sind aber geradezu kläglich. Er versprach mir, zum Beispiel, auch, die Verbindung mit Tschifu durch drahtlose Telegraphie auf alle Fälle zu erhalten; gethan hat ers aber nicht. Hätten wir jetzt solche Verbindung, dann könnte wenigstens Etwas geschehen .... Ja, meine Herren, da Sie uns gar nichts mitbringen, darf ich wohl fragen, warum Sie eigentlich hergekommen sind?“

Wir versuchten, ihm klarzumachen, daß uns nur das Verlangen getrieben habe, mit eigenen Augen Etwas von der heroischen Vertheidigung des belagerten Platzes zu sehen. Mein Begleiter gab unserer Bewunderung für die persönliche Leistung des Generals Ausdruck. Diese Lobrede machte auf Stoessel aber nicht den geringsten Eindruck. Er wehrte sie mit einer Handbewegung ab und fing wieder zu fragen an.

„Wo ist Kuropatkin jetzt? Und wie stehts mit ihm?“

Ich erwiderte, nach den neusten Zeitungdepeschen stehe Kuropatkin noch immer bei Mukden. Dort scheine Oyama ihn angreifen zu wollen. Alexejew solle nach Petersburg berufen worden sein.

Die Miene des Generals drückte unverhohlene Bestürzung aus. In raschem Flüsterton ersuchte er seinen Adjutanten, meinen Freund auszufragen und festzustellen, ob auch er diese Meldungen gelesen und welche Gründe er habe, sie für wahr zu halten. Natürlich konnte Van Lerberghe meine Angaben nur bestätigen.

Inzwischen schilderte ich dem General die Schlacht bei Liaujang; ich hielt mich an die Berichte der von der Front zurückgekehrten Kollegen, die ja Augenzeugen des Treffens gewesen waren. Um Stoessels Gefühl zu schonen, betonte ich nachdrücklich — was ja auch allgemein angenommen wird —, daß der Rückzug durch strategische Gründe dringend geboten gewesen und von Kuropatkin mit meisterhafter

Geschicklichkeit ausgeführt worden sei. Das war freilich ein schlechter Trost. Stoessel warf denn auch ungeduldig den Kopf zurück. „Nach unseren letzten Nachrichten", sagte er, „mußten wir glauben, Kuropatkin rücke jetzt nach dem Süden vor, um uns zu befreien. Meine armen Kerle in den Schützengräben geben sich der irrigen Hoffnung hin, daß Kuropatkin dicht vor den Wällen stehe und den Japanern zu schaffen mache." Eine Pause, die offenbar trüben Betrachtungen gewidmet war. Dann eine neue Frage. „Und wo ist die Baltische Flotte jetzt?"

„Als wir Tschifu verließen, wurde gerade gemeldet, die Flotte sei wieder nicht abgefahren, sondern nach Reval zurückgekehrt."

Stoessel erhob sich und ging schweigend auf und ab. Dann sagte er in ruhigem Ton zu Reiß: „Das sieht ganz danach aus, als ob wir entweder hier sterben oder uns entschließen müßten, nach Japan zu gehen, alter Freund."

Ein kleines, seidenhaariges Wachtelhündchen kam in das Zimmer gelaufen. Stoessel streichelte das niedliche Thierchen, das sich an sein Knie schmiegte. Mein Freund fragte, ob es nicht ein chinesischer Hund sei. „Ja", sagte der General; „er wurde zur Zeit der Boxerunruhen im kaiserlichen Palast gefunden; ein sehr anhängliches Thierchen." Er sprach dann über Dinge von allgemeinem Interesse, ohne weiter den Krieg zu berühren, erkundigte sich nach unseren persönlichen Erlebnissen, den Zuständen in unserer Heimath und wollte wissen, was in Europa passirt sei. Als er hörte, daß der französische Oberst Marchand den Dienst quittirt habe, war er sehr erstaunt, sagte, er kenne Marchand, suchte in allen möglichen Schubfächern und Kasten die Photographie des Obersten, konnte sie aber nirgends finden. Der junge Adjutant flüsterte mir in seinem weichen, eleganten Französisch zu: „Jetzt sucht er sicher, bis er das Bild gefunden hat, und wenn er auch ganze Schränke durchstöbern müßte! Das ist so seine Art."

Zum Glück öffnete in diesem kritischen Augenblick eine Ordonanz die Thür und meldete, daß servirt sei. Stoessel lud uns ein, sein einfaches Mahl mit ihm zu theilen. Im Speisezimmer fanden wir die Frau des Generals und eine junge Dame, die ich für ihre Tochter hielt. Als wir uns nach russischer Sitte selbst vorgestellt hatten, setzten wir uns Alle an eine lange Tafel, an deren einem Ende für uns gedeckt war. Ich saß zwischen dem General und der jungen Dame, die, wie Frau Stoessel, nur Russisch sprach. Es war ein frugales Mahl; wie in Rußland üblich, wurde auch Wein, Wodka und Thee herumgereicht. Als ich meine Vorliebe für Kwas erwähnte, ließ Frau Stoessel einen Krug dieses schäumenden und erfrischenden, aus vergährtem Brot bereiteten Nationalgetränkes kommen; der General theilte den Trunk mit mir. Da wir viel von dem in Port Arthur herrschenden Mangel an frischem Fleisch gehört hatten, konnte ich meine Ueberraschung nicht verbergen, als uns ein saftiges Beefsteak vorgesetzt wurde. Das erregte am ganzen Tisch herzliches Lachen. Ich hatte Pferdefleisch für Beefsteak gehalten.

Der Eintritt eines weißköpfigen Offiziers, der sehr rüstig, aber stocktaub war, brachte neues Leben in die Gesellschaft. Es war General Balaschow, Kommandant des Rothen Kreuz-Spitals und einer der Helden des russisch-türkischen Krieges. Der graue Krieger, an dessen Brust das Georgskreuz funkelte, küßte den Damen galant die Hand und setzte sich bald da, bald dort nieder, sprach mit meinem Freund Französisch, mit mir Deutsch und nahm dabei, was die nächste Schüssel gerade bot. Während des ganzen Mahles konnten wir deutlich den dumpfen Donner der schweren Geschütze von den Wällen her hören.

Ich schrie Balaschow gerade zum dritten Mal irgend eine banale Bemerkung über das Wetter ins Ohr, als ein furchtbarer Krach, der aus nächster Nähe zu kommen schien, mich aufschreckte. Auf dem Tisch klapperte das Geschirr; von oben her war das Geklingel zerschmetterter Fensterscheiben zu vernehmen. Die junge Dame, die rechts von mir saß, bot mir in größter Ruhe noch ein Glas Kwas an und Frau Stoessel sprach unbeirrt weiter mit dem Adjutanten. Nur Oberst Reiß, Stoessels Generalstabschef, schien sich für das Geschehene ein Wenig zu interessiren; er stand auf, sah einen Augenblick hinaus und setzte sich dann ruhig wieder.

„Wo hats eingeschlagen?" fragte Stoessel, als handelte sichs um einen alltäglichen Vorgang.

„Mitten auf dem Platz; es war eins ihrer schwersten Geschosse", antwortete der Stabschef in eben so gleichgiltigem Ton.

„Jemand verwundet? Schaden angerichtet?" fragte der General.

„Nein. Nur ein Loch im Boden", sagte Reiß.

Ein Diener trat ein und meldete, oben seien viele Fensterscheiben zerbrochen. Frau Stoessel befahl, die Fenster mit Papier zu verkleben, da sie es satt habe, immer wieder nach dem Glaser zu schicken.

Nach der Mahlzeit empfing der General ein paar Offiziere seines Stabes und mehrere Abtheilungchefs; die Herren waren wohl gekommen, weil sie hofften, von uns Neuigkeiten zu hören. Stoessel sprach mit Jedem herzlich, wie der Freund zum Freunde. Später redete er in Ausdrücken warmer Bewunderung vom General Nogi und zollte der japanischen Armee das höchste Lob. Ich erinnere mich seiner Worte: „Wir sind stolz darauf, solchen Feinden gegenüberzustehen."

Ein junger Rittmeister sagte mir, Stoessel sei bei Offizieren und Soldaten allgemein beliebt und alle über seine unerbittliche Strenge verbreiteten Gerüchte seien aus der Luft gegriffen. Daß der General so oft in die Schützengräben komme, freue die Leute und feure sie an. Mit der Admiralität stehe er freilich auf keinem guten Fuß. Das sei in Rußland mit Armee und Marine aber von je her so gewesen. Und nicht nur in Rußland. Zwischen Heer und Flotte komme es überall leicht zu Konflikten. Sicher sei, daß Stoessel für Port Arthur thue, was überhaupt gethan werden könne. Der selbe Offizier sagte mir auch, Stoessels Großvater sei schwedischer General gewesen, ehe er sich unter Kaiser Paul in Rußland niederließ. Stoessels Vater war russischer Offizier. Der General selbst begann seine Laufbahn in der Militärakademie zu gleicher Zeit mit Kuropatkin, der mit ihm in der selben Klasse saß. Natürlich machte Stoessel auch den russisch-türkischen Krieg mit. Im mandschurischen Feldzug von 1900 war er Kommandant der dritten sibirischen Scharfschützen-Brigade. Seine jetzige Stellung verdanke er nicht etwa seinem guten Soldatenruf, sondern ganz einfach der Anciennetät. Er war, als der Krieg ausbrach, Kommandant der Garnison und blieb nach der Abreise des Vicekönigs Alexejew als rangältester General im Kommando.

Als wir von unserem Wirth Abschied nahmen, war es uns schwer geworden, zu glauben, daß dieser einfache, bescheidene Mann, der uns mit so warmem Wunsch die Hand drückte, wirklich der edle Held sei, auf den die Augen Europas, der ganzen Welt gerichtet waren, und fast der Einzige, auf den Rußland noch zählen konnte.

Mukden. Edwin Emerson.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet betr.:

Georg Keben, Die halben Christen und der ganze Teufel.

Höllenfahrten des Aberglaubens.

(Verlag von E. Eisselt, Groß-Lichterfelde)

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

S o e b e n   e r s c h i e n:

Die halben Christen

und

der ganze Teufel

Höllenfahrten des Aberglaubens

von

G e o r g   K e ß e n.

312 Oktavseiten stark,
Preis geheftet Mk. 3,—,
in Leinenband Mk. 4,50.

1905

Verlag von E. Gißelt in Groß-Lichterfelde.

Das Buch gibt auf neuer Grundlage eine Darstellung der Religionsirrungen und des Aberglaubens; alle kulturethischen Fragen wider den Pfaffengeist sind darin zur Erörterung gebracht, die zahlreichen Tatsachen-Beispiele des Buches sind nicht angehäuft, sondern gesichtet und gelichtet. Der Autor verfolgt den religiösen Fanatismus in seiner Selbstqual und in seiner Marterkunst gegen den Nebenmenschen; der Aberglaube





in jeder Gestalt wird wie der Medizinschwindel der Kurpfuscher behandelt, ebenso der orthodoxe Glaube, der nichts bessres ist als eine Meinungskrankheit. Vom Standpunkt der festen Erde aus wird das phantastische Gedankengefühl beurteilt, die verträumte Symbolbildung, welche die Geisterleiter der Mystik heraufsteigt. In kräftigem Umriß ist das derbe Gegenteil des Uebersinnlichen geschildert, die Zarenkirche, die durch die Körperkraft von Kosaken ihr Volk zu barbarischem Nichtwissen zwingt. Bei Besprechung des Judentums ist die Frage, ob die jüdische Religion noch Kulturwert besitzt, unparteiisch geschieden von der schroffen Unduldsamkeit des Antisemitismus gegen den Juden als Menschen.

Ein energisch und klar geschriebenes Buch, das genug plastische und geistige Gewalt hat, um eine Vermittlung zwischen Leben und Wissen zu sein. Mehr als eine bloße Vernunftleistung, spricht es auch zum Kunstgefühl des Menschen unsrer Tage, vertritt es den sittlichen Freigeist wider die pharisäische Uebertreibung der Moral, wider den zelotischen Gefühlsplebs, dem künstlerische Lebensfreude ein Greul ist. Die unverdorbene Religiosität wird ebenso geschont als die Gleichgültigkeit und Lauheit verurteilt, die nur ein Polster für die Denkfaulheit ist. Aufklären muß hier solange aufbauen sein, bis die Scheinchristen, die halben Christen, nur noch auf Schleichwegen den ganzen Teufel anbeten können, das verdammlich Böse im Unfrommen und das verzeihlich Böse im Frömmelnden. Dem rechten Denken dahin, der geistigen Sehnsucht aller Gebildeten gibt Kebens Buch eine reiche Stofffülle auf den Weg, welche am besten nebenstehende Kapitelübersicht veranschaulicht:





Inhalt:



Bestellschein.

Bei der Buchhandlung

....

bestelle ich hiermit

.... Expl. **Georg Keßen, Christen und Teufel, Höllenfahrten des Aberglaubens,** geheftet Mk. 3,—,

.... Expl. do. do. gebunden „ 4,50.

(Verlag von E. Eißelt in Groß-Lichterfelde.)

Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.

Ort und Datum: Name: (gefl. recht deutlich)

Diesen Bestellschein beliebe der Besteller ausgefüllt als Drucksache einzusenden.

Verlag von E. Eißelt in Groß-Lichterfelde.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.



Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.